

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

19.9.1920 (No. 38)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 38



19. Sept. 1920

Zwei unveröffentlichte Briefe Johann Peter Hebels.

Mitgeteilt von Wilhelm Zentner.

Der Quell der Mundarten ist Jungbrunn. Die Rede des Gebildeten kann der Fülle und Farbigkeit dialektischer Formen und Ausdrücke gegenüber, die für jede feinste und zarteste Tönung zu Gebote stehen, eine gewisse Armut ihres schablonenhafteren Aufbaus nicht verleugnen. Deshalb bedeutet, wie Otto Behagel einmal richtig bemerkt hat, die Schöpfung der Mundartenpoesie eine Erweiterung der Dichtung überhaupt. Johann Peter Hebel hat auf dem Felde des alemanischen Sprachgebiets verschüttete Brunnen, Heilquellen der Seele voll gesündester Kraft, wieder freigelegt und ist zu Goldadern der Mundart gedrungen, deren Reichtum überraschte. Die Sehnsucht nach dem bergigen „Oberland“, dem er entstammte, der „ersten Station zum Himmel“, hat den Karlsruher Professor, der auf Gedankenflügeln und zahlreichen Ferienreisen stets wieder die unvergeßliche Heimat aufsuchte, in seinen „alemanischen Gedichten“ sich ein Bildnis seiner Jugendzeit schaffen lassen, das vom Tau der Erinnerungen angefeuchtet unverwelkt und löslich auch heute noch unserer Gegenwart grünt.

Und doch, ehe diese Sehnsucht Vers und Reim geworden ist, hat sie ihren ersten, kaum minder poetischen Ausdruck in den rühmtesten Briefen an seine schöne Freundin, Gustave Fecht, gefunden. Diese Briefe, die ich demnächst zum ersten Male in vollständiger Ausgabe zu veröffentlichen beabsichtige, sind zum Verständnis von Hebels ganzem dichterischem Schaffen unerlässlich. Zwiefach ist der Reiz dieser vom Jahre 1791 bis zu des Dichters Tode (1826) sich dehnenden Epistelreihe: man wird ihr ebensogut im Seelischen, über dem der Duft eines unausgesprochenen, sich später zu inniger Freundschaft verklärenden Geheimnisses lagert, wie auch in dem hier sich umhüllenden Zeitbild suchen dürfen, das vor allem für die Geschichte Alt-Karlsruhes bedeutsam wird.

Als Hebel im März 1783 seine erste staatliche Anstellung am Pädagogium zu Lörrach erhielt, kam ihm der damalige Prorektor der Anstalt, Tobias Günttert, voll aufrichtiger Freundschaft entgegen. In seinem Hause, wo Güntterts Gattin, Karoline Auguste, eine geborene Fecht, ihrer Hausfrauenpflichten waltete, verlebte der junge Dichter liebe und fröhliche Stunden, zumal als Ende der 80er Jahre Güntterts Schwiegermutter die verwitwete Pfarrerin Karoline Magdalene Fecht mit ihrer Tochter Gustave zu dauerndem Aufenthalt in das Heim ihrer ältesten Tochter einzog. Gustave Fecht wurde für den Präzeptoratsvitar bald der Hauptziehungspunkt des Prorektorhauses. Da-

ran änderte sich auch nichts, als Günttert im Jahre 1790 Pfarrer in dem nahegelegenen Weil wurde, wohin ihn Schwiegermutter und Schwägerin folgten. Im Gegenteil! Der Verkehr, der sich im Rahmen des Städtchens der hier herrschenden Konvention unterwerfen mußte, gestattete sich auf dem Lande nur noch ungezwungener und freier. Der Dichter sammelte hier reiche Schätze an glücklichen, beseligenden Erinnerungen, die ihm manche Stunde der Folgezeit bis in sein Alter hinein mit warmem Golde durchleuchteten.

Im November 1791 berief man ihn als Subdiakon nach Karlsruhe. Ein entscheidendes Wort ist auch beim Abschied nicht gefallen. Müßig zu fragen, warum das Leben der Liebe dieser beiden Menschen keine Erfüllung gab, äußere Verhältnisse und später vielleicht innere Veranlagungen haben ihr die völlige Vereinigung verweigert. Hebels Briefe, von Gustave treu bewahrt, blieben als Zeugnis dieses Seelenbundes. Sie befinden sich heute in der Obhut des badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe, während von Gustavens Hand nichts auf uns gekommen ist. Der Dichter hat die Briefe der Freundin wohl vernichtet.

Ich unterscheide drei Perioden dieser Brieffolge: den Frühling, wo aus dem poetischen Reichtum des Inhalts der Lenz in vollen Tönen singt, den Sommer, da ein Brief an die Freundin dem arbeitsumhäuften Manne eine liebliche Viertelstunde der Erholung wird, und den Herbst, wo alles vielleicht etwas larger und schlichter, aber auch verinnerlichter klingt.

Der Inhalt dieser Briefe ist immer stark persönlich. Vor einem weltgeschichtlichen Hintergrunde, den die Flammen der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege röten, mitten zwischen den Akten eines größeren Geschehens sind sie idyllische Zwischenspiele von innigster Anziehungskraft. Die Frage, wohin man ins Bad gehen solle, kann da wichtiger erscheinen als die Zukunft von Völkern und Staaten, der Tod von Gustavens Mutter und die gleichzeitige schwere Erkrankung ihrer Schwester wiegen für Hebel bedeutend schwerer als das bald nachher erfolgte Ereignis des russischen Feldzugs und seiner weltgeschichtlichen Folgen.

Ich gebe im Folgenden zwei unveröffentlichte Briefe *) wieder, die sich auf das am 28. April 1812 erfolgte Ableben

*) Die Herausgabe der Briefe Hebels an Gustave Fecht durch Wilhelm Zentner erfolgt in diesem Jahr im Verlag der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung, Karlsruhe.

der Frau Pfarrer Fecht und die gleichzeitige Krankheit ihrer Tochter, der Frau Pfarrer Gunttert, beziehen. Schwere Pflichten lasteten damals auf Gustavens Schultern, die selbst von zarter Gesundheit war. Innige Anteilnahme und Besorgnis spricht aus dem Schreiben des Freundes. Gibt er sich auf der einen Seite als Vertreter der empfindsamen Periode zu erkennen, so scheint er andererseits in den von ihm gesuchten Trostgründen ebenso sehr der rationalistischen Anschauungsweise seiner Tage verpflichtet, in der er auch als Theologe wurzelte. Das Köstlichste ist aber der eigene Ton, der auch in diesen Briefen durchaus zu spüren ist und selbst in diesem kleinen Ausschnitt ein Abbild seiner gültig liebevollen und doch munteren Persönlichkeit bietet.

Die etwas eigenwillige, nicht durchweg folgerichtige Rechtschreibung und Satzzeichensetzung des Dichters ist des leichteren Verständnisses und fließenderer Lesbarkeit wegen auf die heute übliche normalisiert.

Anmerkungen.

¹⁾ Hebel führte dann den beabsichtigten Besuch in den Herbstferien desselben Jahres aus. Es war sein letzter Aufenthalt im Oberland; die letzten vierzehn Jahre seines Lebens hat er dieses nicht wieder gesehen.

²⁾ Es handelt sich um die Todesanzeige von Gustavens Mutter in der Großh. Bad. Staatszeitung vom 3. Mai 1812, deren Verleger der Karlsruher Buchhändler Madlott war.

³⁾ C. W. ist Gustavens Bruder Karl Wilhelm. Er war auf dem Pörrader Pädagogium Hebels Schüler gewesen, erlernte die Goldschmiederei, nahm später österreichische Kriegsdienste und geriet im Feldzug von 1809 in französische Kriegsgefangenschaft. Als Angehöriger eines im Rheinbund befindlichen Staates wurde er freigelassen und verehelichte sich im Jahre 1812 mit Dorothea Lub, der Tochter eines Gastwirts zu Weil. Danach gründete er ein Geschäft in Randern, starb aber schon im Dezember 1812 an einem Brustleiden.

⁴⁾ Maximilian Wilhelm Reinhard war von 1782 bis 1792 Oberamtsverweser in Pörrach und daher Gustaven wie Hebel bekannt. Dann wurde er Staatsrat und Direktor des Lebenshofes in Karlsruhe. Er verstarb am 16. Mai 1812 daselbst.

⁵⁾ Johann Jakob Friedrich Weinbrenner, der bekannte Architekt und Baukünstler, seit 1801 Baudirektor in Karlsruhe.

⁶⁾ Das von dem Freiburger Universitätsprofessor und Dichter J. G. Jacobi herausgegebene Taschenbuch Iris auf das Jahr 1812, das auch von Hebel drei Beiträge enthält.

⁷⁾ Dieses Buch, das der Dichter seinem Freunde Sibia, der damals Pfarrer in Mötteln war, über das Pfarrhaus in Weil gesandt hatte, war der „Hortus magni Ducis Carlsruhanus“ von dem bekannten Botaniker Omelin, mit dem Hebel eng befreundet war.

10. Mai [1812] früh 8.

Liebe Freundin!

Ihr letztes Brieflein hat mir viel Trost gebracht. Sei Ihnen und dem lieben Gott bestens dafür gedankt. Es war mir sehr bange darauf. Ich wagte nicht es zu öffnen, bis ich ihm außen anzusehen glaubte, daß nichts Schlimmes darin stehe, weil es so ordentlich zusammengelegt und überschrieben war. Gott gebe, daß es sich unterdessen noch recht sehr gebessert habe und alle diese Besorgnisse verschwunden seien. Sagen Sie Ihrer guten Schwester, daß ich den herzlichsten Anteil nehme und mit Ihnen nichts mehr als ihre baldige völlige Genesung wünsche.

Was Sie mir über Ihre Gefühle schreiben, begreife und kenne ich wohl. Es ist schwer und schmerzhaft, sich an den Verlust einer Person zu gewöhnen, die man so sehr liebte, an die man so sehr gewöhnt war. Man lebt noch in einer Art von Täuschung mit ihr fort und jede neue Erinnerung, daß sie nicht mehr da sei, ist ein neuer Schmerz über den Verlust. Der erste schneidende Schmerz der Trennung ist fast leichter zu ertragen als das Vermissten und die zehrende Sehnsucht, die nachfolgt, bis man sich daran gewöhnt hat. Aber es gibt nur ein Mittel, dieses Schmerzes überhoben zu sein, wenn uns Gott die Eltern so lange leben läßt, bis sie uns durch Alter, Minderlichkeit und Zerfall der körperlichen und Geisteskräfte selber lästig werden und ihr Verlust uns gleichgültig, ja tröstlich wird. Aber diesen Trost hätte ich Ihnen nie wünschen mögen. Es ist besser, man trenne sich mit Schmerz als mit Gleichgültigkeit von denen, denen man so viel schuldig ist, besser, dem Andenken der Heimgegangenen Liebe und Dank mit Schmerz zu opfern als gar nicht. Ich wünsche nicht, daß meine Mutter so lange gelebt hätte, bis ich ihr den Tod hätte wünschen müssen. Anfänglich war sie mir noch so lieb, daß es leicht gewesen wäre, mich katholisch zu machen, nur damit ich noch für sie

hätte beten oder gar sie anbeten können. Nachher vergaß ich sie während der leichtsinnigen und flüchtigen Jugend auf viele Jahre. Nachher kam sie wieder zu mir und brachte mir für lange Zeit viel Schmerz und Freude mit. Es ist gerade heute der Tag, wo ich lebhafter jährlich ihr Andenken begehe, denn ich tue es nicht mehr an ihrem Todestag, sondern an meinem Geburtstag. Denn die Sehnsucht ist von mir gewichen und nur die Liebe übrig geblieben, weil ich mir über jene keine Rechenschaft mehr zu geben wußte, da sie jetzt 86 Jahre alt wäre. Bei Ihnen werden diese angenehmen und lieben Gefühle der Erinnerung ohne Schmerz viel früher kommen, weil Sie die Ihrigen viel später verloren haben.

Ich bin nur besorgt wegen der Folgen, die beide Krankheiten und die Leiden Ihres Gemütes für Ihre Gesundheit haben könnten. Mäßigen Sie sich ja, so gut Sie können, auch in den Geschäften. Ich weiß, daß Sie mehr tun, als die Ihrigen von Ihnen verlangen und Ihnen zumuten. Man kann auch mit Vorsicht und Einteilung viel tun, was den Zweck erreicht und weniger schadet, als wenn man sich zu viel auf einmal zumutet und in der Anstrengung sich vergißt. Ich dachte darauf, Sie während der Pfingstferien auf ein paar Tage zu besuchen. ¹⁾ Aber es ist nicht zu machen, zumal da uns ohnehin zwei Lehrer fehlen, und der Weg ist gar zu weit. Meine herzlichsten Grüße den lieben Ihrigen. Ewig

Ihr

Fr[und]

5.

[16. Mai 1812.]

Liebe Freundin!

Es ist mir sehr leid, daß Madlott den Unverstand hat begehen können, Ihnen die Rechnung zuzuschicken ²⁾. Ich weiß nicht, was er dachte. Ich habe schon mehrere Anzeigen von allerlei Art für andere besorgt und allemal schickte er die Rechnung mir wie natürlich. Deswegen sagte ich diesmal auch nicht zu ihm, daß er mir sie schicken solle, wie konnte mir so etwas einfallen. Sie verlangten, glaub ich, daß ich Ihnen die Quittung zuschicke. Ich weiß nichts andres, als daß ich sie an den Präsidenten der Akademie in München geschickt habe. Wenn Sie dagegen diejenige wollen, die ich ihm hätte schicken sollen, so steht sie zu Diensten. Sie profitieren noch dabei. Denn sie lautet auf 8 fl. Indessen dürfen Sie ruhig sein, daß Ihnen der Unverstand keine Ansehung mehr machen wird.

Vor einigen Tagen bekam ich einen Brief von C. W. ³⁾, was mich sehr an ihm freute. Möge seine Ehe und sein Geschäft glücklich ausfallen. Er gab mir auch eine etwas ausführlichere und sehr beruhigende Nachricht von dem Zustand Ihrer guten Frau Schwester. Was mögen Sie miteinander gelitten haben unter den harten Prüfungen, die über Sie ergingen. Gott sei gedankt, daß er Sie wieder getröstet hat. Ich glaube wohl, daß sie sich langsam erholt. Und doch kann sie schon wieder ein wenig auf sein. Ich hätte das nicht einmal so geschwind erwartet. Ich wünsche, daß sich ihre Kräfte bald und zu einer dauerhaften Gesundheit wieder herstellen mögen. Auch schreibt er mir, wie viel Sie getan und gelitten haben mit dem Ausdruck brüderlicher Liebe und ich weiß, wie viel Sie noch leiden. Meine Gedanken über einen Teil dieser Leiden habe ich Ihnen in meinem letzten Brief geschrieben und sie haben vielleicht etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen. Ich wünsche nicht, daß der Verlust der Mutter Ihrem Gemüt weniger schmerzhaft wäre, aber ich wünsche, daß Ihr Körper gesunder und fester wäre, diesen Schmerz zu ertragen. Der Schmerz steht im gleichen Verhältnis mit der Liebe. Könnte ich, könnten Sie wünschen, Ihre Mutter weniger geliebt zu haben? Nach und nach heilt die Zeit. So oft dieser Trost schon gegeben worden ist, so oft muß er wiederholt werden, weil er uns so oft nötig ist. Man sollte keine Kleidertrauer tragen, wenigstens sollte man nicht die schwarze Farbe dazu gewählt haben. Sie trägt vieles dazu bei, wenn man sich selber und einander ansieht, die Düsterei und Trübsheit des Gemütes ohne Zweck zu erhalten. Legen Sie sie ab,

so bald es schätlich ist, und trauern Sie nicht tiefer, als es nötig ist. Sie sind alle zu klug, als daß Sie glauben könnten, es Ihrer Mutter schuldig zu sein. Man ist es nur der Welt und der Gewohnheit schuldig.

Geh. Rat Reinhard ¹⁾ ist gestern abend auch für tot gesagt worden. Ich habe heut (16. Mai früh 9 Uhr) noch nicht gehört, ob es sich bestätigt. Schon mehrere Tage sah man seinem Ende entgegen. Der gute Mann hatte schon mehrere Jahre lang ein lästiges Dasein und es ist ihm wohl zu gönnen, wenn ihn Gott erlöst. Vor einigen Tagen lernte ich den H. Graveur Hueber von Basel hier kennen. So einer kommt mir recht. Er mußte durch alle Gassen und Gäßlein von Basel mit mir schlupfen. Am Ende gestand er mir, daß ich Basel besser kenne als er. Ich fragte ihn auch nach Weil. Aber dort kommt er nur in die Sonne. Zu gleicher Zeit machte mich auch der Baudirektor Weinbrenner ²⁾ mit einem Maler aus Schweden bekannt, der die Schädellehre in Paris von Gall gelernt hatte. Er fand an meinem Kopf, Scharfsinn, Schlaueit, Bedächtigkeit, Religion, Poesie. Es schien mir, daß es mit seiner Kunst nicht weit her sei. Aber noch am nämlichen Abend gestand mir Weinbrenner in aller Unschuld und Einfalt, daß ihm dieser Mann mehrere Köpfe von hiesigen Personen, die er nie gesehen hatte, nach einer bloßen Schilderung, die er

ihm von ihrem Charakter machte, richtig abgezeichnet habe, z. B. meinen, und es war mir interessanter, dem nach erfahren zu haben, was man in Karlsruhe von mir haltet, als was der Schädellehrer an mir findet.

Ich habe Ihnen die Iris ³⁾ und ein Buch ⁴⁾ für Stizig vor mehreren Wochen geschickt. Es fällt mir nicht auf, daß Sie dessen in Ihren Briefen seither nicht erwähnten, doch hoffe ich, Sie werden's richtig erhalten haben. Mögen Sie auch etnige Müllerische und andere Almanache jezt oder in einiger Zeit lesen?

Ich kam ganz um den schönen Frühling. Ich habe keine Freude mehr daran. Es ist alle Jahre das nämliche. Daran ist aber nicht die Stimmung des Gemütes schuld, sondern die hiesige Gegend. Im Oberland war's etwas anders. Ich bin Gottlob gesund. Mögen Sie es auch sein, so gut es die Umstände erlauben. Ich will Sie nicht in allen meinen Briefen bitten, sich zu schonen. Aber tun Sie es gleichwohl.

Meine herzlichsten Grüße. Stets

Ihr ergebenster

Fr[und]

S.

Unveröffentlichte Briefe von Joseph Viktor von Scheffel.

Mitgeteilt von Werner Kremser.

Unter den vielen Hunderten von unveröffentlichten Briefen Jos. Viktor von Scheffels, welche dem Karlsruher Scheffelmuseum und Bad. Dichter-Archiv neben anderen kostbaren, zum großen Teil noch unerschlossenen Handschriften badischer Dichtung bereits anvertraut oder zum mindesten zugesprochen sind, befindet sich ein abgerundeter Komplex, umfassend die Briefe des Dichters in das Karlsruher Eiterhaus. Die Reihe beginnt mit den lebendigen, eindrucks- und ideenreichen Berichten des jungen Studenten aus München, Heidelberg und Berlin und schließt ab mit den ersten Episteln des pater familias. Wie ein älterer Freund weist der Vater von seinem Sommeritz am Bodensee mit weicher und doch sicherer Hand dem in Karlsruhe die Schulen besuchenden Sohn Viktor den Weg ins Leben, stets darauf bedacht, daß die junge Persönlichkeit sich frei von allem Zwange und gemäß ihren natürlichen Anlagen entfalte. Wahre Kabinetstücke landschaftlicher und kulturhistorischer Schilderung sind die zahlreichen Briefe von des Dichters Wanderfahrten nach Italien, Frankreich, Thüringen und in die Ostmark, die den Hintergrund abgibt für sein großartig angelegtes historisches Gemälde „Meister Konradus“, den zweiten Teil des vielumstrittenen Wartburg-Romanes, um dessen Gestaltung der Dichter in zehnjähriger Arbeit rang ¹⁾. Besonders hervorgehoben seien aber die prachtvollen Briefe aus Italien, aus Genua, Florenz und Rom, von Capri, Sorrent und Venedig. Hier ist Alles Licht, Linie, Farbe und Bewegung. Hier ist Alles mit Maleraugen gesehen. Der gesamte Komplex von etwa 500 Briefen, der dem Forscher auf literar- und kulturhistorischem, auf biographischem und rein künstlerischem Gebiete ein reiches neues Material in die Hand gibt, soll geschlossen in Buchform erscheinen. Er wird, zu den Perlen deutscher Briefliteratur gehörend, zweifellos ein breites und freudiges Leserpublikum finden.

Wir wollen anläßlich der ersten „Badischen Woche“ an dieser Stelle einige kurze Proben geben. Zwei Briefe aus Rom und einige Briefstellen aus der Berliner Studentenzeit, die bisher, da ausschließliche Quellen fehlten, in ziemlichem Dunkel gehüllt war. Die beiden römischen Briefe, schreibt der Rechtspraktikant Scheffel, der vom rheindurchflossenen Säckingen nach Italien gepilgert war, um dort ein Maler zu werden — und dort ein Dichter wurde.

„Herkules am Scheidewege“, das reizvolle Bildchen von Eduard Engerth ²⁾, das den jungen Scheffel darstellt bekleidet mit einem Löwenfell und eine Keule in der Hand, den Blick des feinen Profils sinnend gerichtet auf die Insignien der Justitia, die Wage mit dem Schwert, und das Sinnbild der Malerei, eine pinselgefüllte bunte Palette, dieses anmutige und doch so charakteristische Scherzbild ist gleichsam Symbol und Motto für jene Zeit erster Selbstprüfung und reifender Entschlüsse. Wir sehen den jungen Künstler — denn das ist Scheffel in erster Linie gewesen — bei der Niederschrift des ersten Briefes in ehrlicher Selbstbetrachtung sich klar werden über Umfang, Grenzen und Schwerpunkte seiner Kräfte und seiner Begabung. Wir sehen ihn schwanken zwischen Kunst und Wissenschaft. Im zweiten Briefe sind die Würfel gefallen. Zwar nicht in der Richtung heißer Jugendträume, die ihn nach Italien trieben, um dort das unter Ludwig Frommel begonnene Studium der Malerei fortzusetzen, so doch immerhin für die Kunst: Die ersten Kapitel des „Trompeter“ flattern ins Karlsruher Elternhaus. Schwarzwaldluft weht über der Wiege des „Wälderkindes“, wie Scheffel selbst hier sein sehnsuchtsgeborenes dichterisches Erstlingswerk nennt, und italisches Blau des Himmels strahlt aus seinen Augen.

Sehr sympathisch berührt uns in den beiden Briefen die auf eine kurze Formel gebrachte schlichte Klarheit seiner Anschauungen über Wesen und Ziele der Kunst und Wissenschaft. Das führt uns ganz von selbst zu dem Berliner Briefe, wo Scheffel dem Vater von seinem ersten Besuch bei Peter Cornelius berichtet, dem Meister architektonisch-monumentaler Bildgestaltung und rhythmisch bewegter linearer Schönheit. Für unsere fortgeschrittene künstlerische Betrachtungsweise ist das, was Scheffel hier als seine Erkenntnisse vom Wesen, von den Grenzen und Zielen der Malerei niederlegt, zwar längst überholt, aber in der Zeit der Niederschrift haben die klaren Argumente einer normativen Ästhetik, mit denen der jugendliche Schüler eines Thiersch und Goerres sich in scharfen Gegensatz stellt zu einzelnen führenden Persönlichkeiten des damaligen Kunstlebens, zweifellos originellen Reiz gehabt. Vor allem aber steht die echtdeutsche Gründlichkeit und der philosophische Ernst, womit der achtzehnjährige Student der Rechte den Gründen der Erscheinungen auf künstlerischem Gebiete nachgeht und steht seine schlichte und klare Sprache in erfreulichem Gegen-

¹⁾ Die Herausgabe des umfangreichen Textes und der dazu gehörigen Pläne, Vorarbeiten und Briefwechsel befindet sich in Vorbereitung.

²⁾ Original im Scheffelmuseum zu Karlsruhe. Reproduktion: Deutsche Dichtung Bd. III, Heft 9.

sage zu allerhand innerlich unklarem Aesthetentum der Gegenwart, dessen oberflächliche Geistreicheleien und sensationslüsterne Stilgrotesken in unserer verflachenden Zeit der äußeren Aufmachung, der Schlagworte und Phrasen ein immer breiteres Mittläufertum finden. Man hat ja lesen gelernt und ist nicht gerade farbenblind. Literatur und Kunst sind vogelfrei!

Der wohlbedachten Klarheit, womit der fachlich vorzüglich geschulte junge Scheffel seine künstlerischen Anschauungen zum Ausdruck bringt, entspricht die objektive Sachlichkeit, mit der seine süddeutsch-weiße und abgerundete Art sich in Gegensatz stellt zu norddeutscher Schärfe der Dialektik und Kantigkeit des Empfindens. Selbst dort, wo er, wie in einer weiteren heute wiedergegebenen Briefstelle, den „absoluten Berliner Geist“ zur Zielscheibe seines Spottes macht. In ungemein liebenswürdiger und versöhnlicher Weise erkennt er dessen Trägerin, eine junge Berliner Dame, als „geistreiche kleine Lichtfreundin“ an. Zahlreiche andere Briefstellen aus der Berliner Zeit legen bereites Zeugnis dafür ab, daß ihm ein öder Partikularismus, wie ihn demagogische Agitation und wirtschaftliche Nöte heute wieder besonders hochgezüchtet haben, geradezu verhaßt war. Und wie der gereifte Mann oft als Warner erstand gegen schädliche Massenverheerungen,*) so schützten ein feinkultiviertes Empfinden und ein stark ausgeprägter Gerechtigkeitsinn schon den Jüngling gegen jede spießerhafte Einseitigkeit des Urteils. Für die von Pflichtbewußtsein, Disziplin und Arbeitsgeist getragene rasche Entwicklung des deutschen Nordens findet er darum manches Wort ehrlicher Bewunderung und verkennt keineswegs die Fülle geistiger Anregungen, die von seiner Metropole ausstrahlten, an deren Schulen und Instituten die vorzüglichsten Kräfte ihrer Zeit Lehrer und Meister waren. Von gleicher Toleranz und Sicherheit des Empfindens ist die heute erstmals wiedergegebene Briefstelle getragen, welche uns den jungen Scheffel zeigt in erstem Ringen um eine lebendig fortschreitende eigene Weltanschauung. Getragen von dem Bestreben, an die „Ausgestaltung des inneren Menschen“ — heute wieder ein sehr zeitgemäßes Wort — denselben sittlichen Ernst zu setzen wie an seine Fachstudien, sehen wir den Sohn einer strenggläubigen Mutter in ehrlicher Nachdenklichkeit Stellung nehmen zu letzten Fragen. Was die tiefreligiöse Mutter, gefühlsmäßig ins Dogma sich verankernd, erstrebt, das sucht der Sohn auf dem Wege denkenden Erkennens. „Statt der Bilder, die sich das Gefühl schafft, Begriffe — statt des Symboles seinen Inhalt.“ Wir erkennen den Hegelschüler. Aber wozu er gelangt, ist kein hartes Extrem, sondern eine weiße abgerundete Synthese. Der weitgewinkelte Blick einer echten Künstlernatur stellt eine Frage: „Nach Einem Ziele streben wir Alle. Dies Ziel ist Gott. Die Verehrung Gottes aber ist ein reines ethisches Leben. Und wenn das Ziel erstrebt ist, kommt es überhaupt auf den Weg an, den man daraufhin eingeschlagen hat?“

Wir wissen aus zahlreichen, zum Teil erschütternden Befundungen, daß Scheffel bei allem Sturm und Drang, der seine Entwicklungsjahre wie die einer jeden Persönlichkeit von Saft und Blut durchtobte, ein guter Christ geblieben ist und sich bis zu seinem Ende die Kraft eines starken Glaubens erhalten hat, ohne die eine volle und phantasiegetragene Künstlerpersönlichkeit ja garnicht zu denken ist.

Wir lassen nun den Dichter selber reden:

Rom, den 9. Februar 1853.

Meine teure Mutter!

Du hast mir am 30 ten Dezember einen Brief geschrieben, den ich sofort umgehend beantwortete. Die Gründe zur Heimkehr, die Du mir mit wirklich entschiedener Reihenfolge vorlegst, haben ich einen Zuwachs erhalten, sodaß ich mir fast vorkomme, wie ein Walfisch. Wenn man den fangen will, so nußt kein Netz und keine Angel, Netz zerreißt er,

*) Vergl. a. B. sein kraftvolles Spruchwort anläßl. der Reichsgründung:

Stoßt an! Ein Hoch dem Deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich,
Mag's täglich neu sich stärken
Doch Gott behüt's vor Massenhab
Und Massenhab und Massenhab
Und dertlei Feuerswerten!

Angel verschluckt er, derohalb schießt man mit Harpunen auf ihn. Und da auch Beispiele vorkommen, daß einer die Harpune ruhig in und mit sich hinabtrug in Meeresgrund, so verstärkt man das Geschloß durch galvanische Batterien vom Schiff. Dann hatt's den Walfisch. Da mir trotz aller Tinte, die ich in meinem Leben bereits verschrieb, trotz alles Streusands, den ich verstreute, der Fall noch nie vorkam, eine Antwort auf einen solchen Brief zu verfassen, so wirfst Du entschuldigen, wenn sie etwas absonderlich ausfällt.

Du willst Bestimmtes über Wiederkehr und Lebenspläne Deines Herrn Sohnes wissen. Diese Frage hat mich neuerdings selber auch ein wenig beschäftigt. Denn wiewohl mir zur Zeit noch so jung und frisch ums Herz ist, daß ich jeden sonnenwarmen Tag grüße, wo ich, den Bündel geschmürt und den Wanderstab in der Hand, hinausziehe in die weite Welt, so weiß ich doch ganz gut, daß der fahrende Schüler auch einmal ans Ende der Fahrt kommen muß — an jenes End', wo die Welt mit Brettern vernagelt ist und der fahrende Schüler sich zum sitzenden Meister umzugestalten hat. In diesen Punkt komme ich jedenfalls noch vor meinem 30 ten Jahr. Wahrscheinlich noch in diesem. Ich kehre im Lauf des Sommers zu Euch zurück und stelle mich vor allem nicht aus Resignation und Pflicht, sondern in treuer Liebe zu Eurer Verfügung. Und da wird sich dann zuerst ein betrübendes negatives Resultat herausstellen. Nämlich, daß ich zum gewöhnlichen Staatsdienst, zu der schönen Lebenslinie vom Praktikanten zum Assessor, vom Assessor zum Amtmann usw. verdorben bin. Nach ernster und genauer Prüfung meiner selbst und der Verhältnisse, wie sie in Deutschland und meiner engeren Heimat liegen, ist mir dies — nicht erst unter dem blauen italienischen Himmel — klar geworden. Ich mag die Gründe dafür nicht des breiten auseinanderlegen. „Infantini, laßt den Schmerz mir nach!“

Ich würde schier ein bitteres Lied singen von der Aufreibung des ganzen inneren Menschen, von der fortwährenden Kreuzigung der eigenen Überzeugung, von der Demütigung durch nichtswürdige Mittelmäßigkeit, von einem fort und fort zu wälzenden Sisyphusstein, der doch immer wieder vom Berg herabrollt, und, die Hauptsache, von notwendiger Unwahrheit, die ein ehrlich Gewissen nicht tragen mag. Aber genug! Ich hab's mitgemacht und wahrlich ohne ein Zeugnis von Untauglichkeit abzulegen — und will nicht weiter aus der Schule schwätzen. Was bleibt nun, nach diesem verlorenen Paradies? Mir ist noch eine Kleinigkeit geblieben, die aber gerade ausreicht, um mich mit einem wehmütigen Lächeln über den Verlust zu trösten: ein offener Sinn fürs Wahre und Schöne, heller Kopf und frisches Herz. Da ich nun hiemit im Lauf meiner Jugend ein Doktor der Rechtswissenschaft geworden bin und außerdem mir hier in Deutschland das Verständnis aufgegangen ist, wie man in die Natur hineinschauen muß, um sie zu conterfehen, so stehn mir nach meiner Rückkehr zwei Wege offen: Wissenschaft oder Kunst! Von beiden habe ich noch nicht genug in mir, um sofort was Genügendes zu leisten. Aber ich weiß, wie man zum Genügenden gelangen kann und hab der Pfade und Resultate mancherlei gesehen. Es wird sich auch für mich was finden. Also: Entweder setz ich mich noch Jahr und Tag in eine stille Kammer hinter viel Folianten und alte Weisheit und erscheine dann wieder eines Tags auf einem beliebigen Katheder in meinem lieben Heidelberg, — oder ich verschwinde auf Jahr und Tag — schließ Buch und Tinte in einen großen Schrein auf Nimmerwiedersehen und stell mich in einer Malerwerkstatt als Schüler ein, bis zum Trost der bösen Jungen das erste große Bild an meine Frau Mutter heimgeschickt wird. Beides ist mir eigentlich gleich lieb und gleich nah am Herzen. Denn Wissenschaft und Kunst sind in gewissem Sinne eins, beide sind geistige Tat, befriedigendes Leben. Und ich würde dahin streben, entweder in der Wissenschaft künstlerisch, oder in der Kunst wissenschaftlich, d. h. den ewigen Grundsätzen des Schönen getreu zu wirken. Deshalb lasse ich hierüber meinen teuren Eltern eigentlich mehr als mir selber die Wahl. Was Euch besser, practischer, zweckmäßiger, das Zusammensein ermöglichender erscheint, — ich werde mich,

wenn erst die gründliche deutsche Lust wieder um mich weht und der italiische Leichtsin, das „als Mensch des Tags sich freuen“, ohne sich vorzuwerfen, er sei darum verloren — wenn das verwischt ist, eines ernstesten trostigen Studiums beflüssigen und — mindestens frei und zufrieden sein.

Soviel hievon. Aber jetzt wirds bedenklich. Mit solchen Lebensplänen, wie ich sie Dir, dem Gebot folgend, vorlegte, muß sich der Mensch allein vorwärts schlagen. Es fehlt ja Alles, was die Welt Existenz, soziale Position nennt. Und da man „mit lauter Lieb“, wie mein Freund, der Oberleutnant Bierordt sinnig zu bemerken pflegt, „keine Zwiebel-suppe zu schmelzen vermag“, so denkt man auch nicht daran. Desto tiefer, tiefer ist mir Deine Nachricht ins Herz gegangen, daß diesem für Amt und Karriere und Haus und Herd zur Zeit so hoffnungslosen fahrenden Doktor Gedanken über die Alpen nachziehen, Gedanken, die, wenn sie andern Gedanken begegneten, die vielleicht zu andern Zeiten in besagten Doktoris Brust aufgedämmert, aufgestimmert, aufgeklingen haben, sich als sehr nahe Verwandte zu begrüßen Ursache hätten¹⁾. Und wie seltsam spielt der Zufall — oder ein gewisser geistiger Rapport in die Ferne, dessen Ursache uns nur traumhaft fahlich ist?

Am Tag nach Weihnachten, vielleicht zu selber Stunde, als man zu Heidelberg ein Eisenbahnbillet löste, um nach der Stephaniensstraße 18 in Karlsruhe zu fahren, trieb mich ganz ohne äußeren Zusammenhang und „ohne zu wissen warum“ — meinem verehrten kirchenrätlichen Freund ein harmloses Brieflein zu schreiben als Gruß zum neuen Jahr, als einfaches Zeichen der Erinnerung. Ich gabs dem Emil Frommel²⁾, daß ers in sein Schreiben lege. Ist der vielleicht selber als Freier, der bald eine Prümde mit in die Wagschale legen kann, im Anmarsch und hat sich das Schicksal den Wik gemacht, dem frommen Pfarramtsstanddaten durch die blaue Tinte eines ungläubigen Juristen, durch die Beilage seines eigenen Briefs einen Strich in die Rechnung zu machen? Ich bin übrigens so unbefangen und seltsamlich hier einem unbekanntem Freier in den Weg getreten, daß die Situation trotz ihres bitter-süßen Ernstes für mich einigen Humor hat. Der alte Ritter Lannhäuser ist barfuß gen Rom zum Papst gewallfahrtet, damit er ihn von der Lieb und dem Zauber der Frau Venus erlöse — und mir kommt die Lieb per Post nachgereist, um mich von Rom und dem bösen Zauber Besschlands wieder heimzuziehen zu den alten Bergen, wo der Neckar rauscht und die Eifen tanzen. Und trotz der Verschiedenheit der Sachlage, wenn ich selber des heiligen Vaters Rat ansprach, wär guter Rat nicht zu finden.

„Der Papst hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu sprechen:
Lannhäuser, unglückseliger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen.“

In jungen Jahren trägt sichs manchmal zu, daß Einer da und dort, wo er vorbeizieht, ein anmutig Jungfräulein erschaut und ohne ein Wort zu sagen, sich des Anblicks erfreut, auch in der Ferne noch an blaue Augen und rote Wangen denkt. Aber solange er des Umherziehens sich erfreut, hat er auch gar kein Recht, ein Wort zu sagen und ich hab's bis jetzt immer so gehalten, eingedenk des alten Spruchs: unter jedem Wort, das zu etwas gut ist, liegt ein Schweigen, so besser ist.

Und in Heidelberg hab ich so wacker geschwiegen, daß ich mich wahrhaft verwundere, ob meine Augen nicht vielleicht im Traum und ohne mein Wissen geredet haben, dieweil mir jetzt eine solche Botschaft zukommt. Und so werd ich noch ein paar Jahr zu schweigen haben und weiß zur Zeit auch wirklich noch nicht, zu Wem ich alsdann, wenn Tag und Stunde gekommen, meine besüßelten Worte richten werde. Denn man hat zwar schöne Beispiele, daß die Lieb und zarte Red einer Jungfraven den Menschen gestählt und gefeit hat, sich sein Schicksal zu schaffen. Aber die Romanik ist unseren Tagen fremd geworden und man heißt's heutzutage „langen Brautstand“. Und es wollt' sich seltsam schiden, wenn ich als wie Quimlin Messys, der Fla-

mänder, sprach: „Meister, ich bin seither ein Grobschmied gewesen und will jetzt in die weite Welt und ein Maler werden, befehlet Euerm Töchterlein, auf mein gut Glück zu harren.“ Um deß willen kann ich nichts anderes sagen als: So Du Fräulein Thekla³⁾ siehst, so vermeld ihr, ich ließ sie schön grüßen, und so sie gerührt habe, in Gnaden hie und da des in welschen Landen Herumsfahrenden zu gedenken, so sei ihm dies Freud und Stolz. So aber ein Anderer käm, der just nicht auf den Kopf gefallen wär, so mög sie die Augen nit verschließen und denken, daß das Bessere der Feind des Guten sei. Mich hätt' ohnehin die italiensische Sonne im Gesicht verbrannt und ich trüg drei große Falten auf der Stirn, so mir sehr schlecht stünden; — von den Römerinnen gefielen mir übrigens die, so Rafael vor 500 Jahren gemalt, am besten.

Genug ist. Ueber Neujahr war ich im Sabinergebirg und hab oben auf der Felsplatte von Dlevano, wo ein unermeßlicher klarer Sternhimmel über Bolsker, Albaner und Sabinergebe sich spannte, um Mitternacht einen Gruß nordwärts zu Euch hinübergerufen. Die andern Tage gings zu Fuß durch Schlucht und Klust nach Tivoli. Dort ist's schön. Ich erzähl Euch ein andermal mehr. Schließlich zwei Geschäftsfachen:

Ich hab an Cotta Schwarzwälder Briefe geschickt, die die Allg. Zeitung nicht brachte. Dagegen lese ich in der bei Cotta erscheinenden „Vierteljahrschrift von 1852“, entweder im 2ten oder 3ten Band eine Ueberschrift im Inhaltsverzeichnis „Aus dem Walde“. Laß Dir doch dies Werk vom Museum kommen und bericht mir umgehend, ob meine armen Hauensteiner dort hineingeraten sind — ich kanns in Rom nicht austreiben.

An Bankier Klose gehen dieser Tage von Wilhelm⁴⁾ etnige Malereien ab. Dabei liegen sechs große Blätter aus meinen Studien für Marie. Sie soll sie auf weiß Papier aufziehen und als Gruß von mir freundlich aufnehmen. Etwaigen Portoanteil bitt ich Herrn Klose zu ersehen.

Mir gehts fortwährend gut, die Gebirgsfahrt hat mich gekräftigt und erfrischt. In Rom nichts Neues.

Gruß und Kuß von
Deinem getreuen
Joseph.

Rom, den 16. Februar 1853.

Mein teurer Vater!
Meine herzliche Mutter!

Es wird heute kaum ein Mensch in Rom so stillvergnügt auf seiner Stube sitzen als ich. Draußen ist ein Hundewetter, seit 3 Wochen ist der Himmel, der ewigblaue, der über Italien lachen soll, mit Brettern vernagelt. Es regnet unaufhörlich, sodas durch meine Straße ein ganzer Bach läuft. Ich aber sitze an meinem Ofenfeuer, hab Eure lieben Briefe, nach denen ich mich schon lange sehnte, schon etliche male durchgelesen und feiere meinen Geburtstag im stillen Denken nach der Heimat und vor allem mit freudigem Dank an Euch, deren Liebe und Sorge mir die 27 Jahre, die leider Gottes schon hinter mir liegen, zu so reichen, freudvollen geschaffen hat und mich auch weiter durchs schwankte Leben führen will.

Daß Ihr statt mit, zum Teil fast verdienten Vorwürfen, mich zum Geburtstag mit einem so reichen Angebinde bedacht, hat mich ungeheuer gerührt. Ich war zu stolz, um darum zu bitten, aber selten ist mir, um einen Karlsruher Ausdruck zu brauchen, etwas „so geschlichen gekommen“, wie diese Erweiterung des italiensischen Budgets, die mich in Stand setzt, noch einige Zeit in ruhiger Muße hier zu leben — anstatt daß ich sonst bei Wind und Sturm nach Neapel gezogen wär. Ich habe deshalb sofort beschlossen, die nächsten Früchte meines italienschen Aufenthalt's meinen Eltern zu Füßen zu legen. Kunstwerke

¹⁾ Thekla Ullmann, Tochter des Kirchenrats Ullmann in Heidelberg. (S. oben!)

²⁾ Der Karlsruher Landschaftsmaler Wilhelm Klose († 1914), Onkel des badischen Landrichters Friedrich Klose, gehörte mit Schffel der Künstlerkolonie zu Dlevano an. Die Familien Schffel und Klose unterhielten freundschaftliche Beziehungen. Der Großv. Bad. Oberst Wilhelm Friedrich Klose, der Vater von Wilhelm Klose, war ein Pate Schffels.

³⁾ Bezieht sich wohl auf Schffels Jugendliebe zu seiner Base Emma Heim.

⁴⁾ Der bekannte badische Dichter und spätere Berliner Hofprediger, Sohn des Karlsruher Galeriedirektors Ludwig Frommel.

Berlin, den 29. Juli 46.

Mein lieber Vater!

habe ich leider keine, denn 4 große Zeichnungen, die ich im Dezember und Januar ausführte, habe ich, in Erwiderung vieler und fortgesetzter freundlicher Aufnahme in geselligen Kreisen, verschenkt, — 3 an meine Gönnerinnen von Albano her, mit denen ich — bald in italienischem oder deutschem Kaffeabend, bald in Volterabendsherzen, bald bei einem Geburtstagsdiner, fortwährend in der freundlichsten Beziehung stehe; — und eine an Rudolf von Oberkamp. Da aber mein teurer Vater überhaupt der Ansicht ist, daß meine Zeichnungen traurigerweise „zu gut“ für einen studierten Mann seien, und da er verlangt, daß ich ihm eine schriftliche Ausarbeitung sende: so soll diese Andeutung nicht auf undankbaren Boden fallen, und ich versichere hiermit feierlich, daß, sofern etwa im nächsten Jahre, bei Cotta, in Maroquin und Goldschnitt ein Büchlein erscheint des Titels:

Werner und Margaretha.

Ein Sang vom Oberrhein in 12 Stücken

von

Joseph Victor Scheffel

man auf der zweiten Seite dieses Werks lesen wird: Seinem teuren Vater,

dem Großh. Bad. Major Scheffel

Der Verfasser.

Zur Probe lege ich einstweilen das 1. Stück bei. — Es ist schon Vieles weiter ausgearbeitet. Auch kommen ein paar Duzend schöne Lieder hinein, von denen mir Max Frommel bereits eins und das andere in Musik gesetzt hat. Der verfluchte Regen hat meine Gedanken wieder ganz in die Heimat und in Schwarzwald getrieben.

Ich schide dies erste Stück, damit Ihr einstweilen auf das, was nachfolgt, gespannt seid. Gelegentlich bitte ich meine liebe Mutter und den langen Braun um ein Urteil darüber, — sonst, da die Sache noch nicht vollendet, um Schweigen.

„Wo zum Teufel, Meister Ludwig, habt Ihr all' das tolle Zeug zusammengelesen“, sprach der Cardinal Hypolit v. Este zum Kriost, wie der ihm den „rasenden Roland“ brachte. Ihr werdet mein arm Wälderkind auch so empfangen. Es wird auch in unserer vergeibelten und verredwitzten Zeit keinen Anklang finden. Aber der Mensch singt ja zumeist, um dem Drang der eigenen Brust zu genügen.

Ich möchte höllisch gern diesen Sang in Italien noch vollenden, denn ich fühle deutlich, wie ich hier — und an der Grenze meines 28. Jahres, noch den letzten Kampf des Idealen mit der Wirklichkeit austämpfe. Laßt mir die kleine Spanne Traum und Kunst noch, wenn ich im Sommer heimkomme, liegen die Alpen hinter dem Reich des Leichten und Schönen und die schwere Arbeit beginnt.

Die Geschichte meines Trompeters findet auch in Italien ihre Lösung, vorher kommt aber die junge Lieb am Rheine und viel Schönes. —

Stettens Trauerfall hat mich sehr erschüttert, es fehlte aber dem Brief die Gewißheit, welcher Bruder der Unglückliche sei, — ist's der Bruchsaler Rittmeister? Von Vielem hab ich Euch zu erzählen — von der 8 tägigen Blumen- und Confettischlacht am Corso, vom römischen Karneval, den ich wacker mit durchgeföhren habe — von verblendenden Blicken und wunderschönen Gesichtern, und zwischen drin der deutsche Mann, der an Schwarzwald denkt. Aber heut muß der Brief fort, das Porto erlaubt ja auch kleinere Schreiben.

Mein herzlichster Gruß und Segenswunsch, wie immer, an meine teure Marie.

Gruß auch an alten Umbreit, an den ich mit Nührung denke — aber die „soziale Position“ ist von jeher Feindin der Liebe gewesen.

U. Euch, hochverehrte und in sonderheit geliebte Eltern, Dank und Heil, — und schreibt bald

Eurem Joseph.

Ich kann Dir nun endlich auch über meinen Besuch bei Cornelius berichten, — weil ich denselben, nach einigen Fehlgängen, heute abgestattet habe. Ich traf den alten Meister, den — wie er sich selbst in seiner Anrede auf das ihm jüngst gebrachte Ständchen nannte — „Marschall der Kunst der über die Alpen herüber kam um sie aus ihren Fesseln zu lösen“ in seinem neuen Hause auf dem Exerzierplatze, — in einem einfachen durch einen riesenhaften Münchner Ehrenpösal besonders decorierten Zimmer. Ich führte mich also auf Grund der Empfehlung meines lieben Vaters⁷⁾ ohne weiteres selbst bei ihm ein. Er erinnerte sich mit vieler Wärme an denselben, sprach von dem unerwarteten Zusammentreffen in Rom und trug mir sowohl am Anfang als am Schluß meines Besuchs die besten Empfehlungen an ihn auf. In dem Gespräch ging ich sogleich auf seine Stellung zur Kunst hier in Berlin und auf die Möglichkeit eines allgemeinen Kunstlebens so, wie in München ein. Er verhielt sich aber ziemlich passiv bei meinen verschiedenen Versuchen, etwas von ihm über seine Auffassung und Erwartung von der Kunst unserer Zeit zu hören. — Meine Ansicht von der Aufgabe der Malerei ist eine ziemlich verschiedene von der unserer deutschen Maler, die von einer Rückkehr und Vertiefung in Form und Wesen der mittelalterlichen, besonders der altitalienischen Kunst eine Reorganisation unserer Kunstbestrebungen erwarten. Der Zweck der Malerei, wenn sie irgend ihre Stelle in der allgemeinen geistigen Entwicklung des Volkes einnehmen will, kann nur der sein, die Ideen und das Bewußtsein der Zeit in künstlerischer Form darzustellen. Das, was das Gefühl hofft, und was die Wissenschaft im Begriffe entwickelt, soweit es darstellbar ist, mit dem Pinsel auszusprechen, den reichen Inhalt unserer Geschichte und Gegenwart in schöner Gestaltung zu fixieren und so in ihrer Sphäre die Dolmetscherin des göttlichen Wesens, des Geistes, der sich in all unsern menschlichen Beziehungen offenbart, zu sein. Wenn aber unsere Künstler wieder ins Mittelalter zurückgehen und dessen engen Gesichtskreis zu dem ihrigen machen, so verkennen sie die ganze breite geistige Unterlage, auf der unsere Zeit im Vergleich zu jener steht. Damals war das ganze Leben ein religiöses, Kunst und Wissenschaft und Staat im Dienst der Kirche, der Mensch war in Christus und Christus in ihm und das gläubige Herz ward dabei glücklich und brauchte nicht mehr. Daher bewegt sich die ganze mittelalterliche Kunst, ehe sie durch das wiedererwachte Studium der Natur zur Natur und ihrem reichen Inhalt zurückgeführt wurde, nur in religiösen Darstellungen. Ihr Stoff ist Bibel und Legende, — und sie hat damit ihren Beruf erfüllt, denn das geistige Leben jener Zeit hatte nur den Stoff. Heute aber noch diesen Stoff und nur diesen als wahren Inhalt der Kunst gelten lassen zu wollen — wie zwar nicht Cornelius, aber doch sein ängstlich frommgewordener Geistesverwandter Overbeck geradezu ausspricht, heißt die ganze Weiterbildung durch 4 Jahrhunderte leugnen und eine Sünde am heiligen Geist begehen. — Der Geist ist herausgetreten aus seiner freiwilligen Selbstbeschränkung innerhalb der Kirche. Wir erkennen ihn in der Natur, wir lassen ihn selbständig schaffen in der Wissenschaft und im Staate, und die Kunst ist nicht umsonst seiner Ausbreitung in alle Gebiete der Wirklichkeit gefolgt. Es hat sich die landschaftliche Genre- und historische Malerei gebildet und mit vollem Rechte. Wenn man aber nur eine religiöse Malerei in letzter Instanz anerkennt, so gibt man damit nicht etwa, wie die Künstler mit Overbeck behaupten, den zersplitterten und zerfahrenen verweltlichten Kunstströmungen eine höhere Einheit, sondern man beschränkt bornirt die Kunst, tötet sie in ihren besten Lebensregungen ab — und begeht geradezu eine Lüge gegen die Zeit. Es ist eine Deportation der Kunst mitten aus ihrer vollen Wirksamkeit heraus auf eine einsame Insel. —

⁷⁾ Franz Nicolaus Immelin, Major im franz. Generalstab. Der andere Pate war Wilhelm Friedrich Klose. (S. oben!)

Es wäre mir nun sehr interessant gewesen, aus Cornelius eigenem Mund zu vernehmen, wie weit er mit der bezeichneten Ansicht Overbecks übereinstimmt, besonders eine authentische Interpretation seiner neulich ausgesprochenen Absicht zu hören, „die Kunst aus ihren Fesseln lösen zu wollen“, denn niemand in Berlin weiß recht, was er darunter verstand und mancher Malitiose glaubt sogar, er wolle sie umgekehrt in neue Fesseln schlagen. Ich stimme diesem Glauben nicht bei, denn Cornelius hat in seinen früheren Werken gezeigt, wie er aus den mannigfachen Sphären unseres Lebens, aus Poesie und Geschichte und nicht allein aus dem kirchlichen Gebiete die Gegenstände für seine künstlerische Darstellung zu erfassen weiß. Das zeigen seine Kompositionen zu Faust, zu Romeo und Julie, zu den Nibelungen und seine großartige Behandlung der griechischen Götter- und Heldensage in der Glyptothek zu München; — wiewohl er sich jetzt mehr davon abgewendet zu haben scheint, denn schon seine Darstellung des jüngsten Gerichts zeigt, wie er die mittelalterliche Auffassung dieses Stoffes für die absolut wahre hält. Sonst hätte er nicht darauf die alten Teufelsfräßen mit Hörnern und Klauen wieder ins Leben beschworen, die unser Bewußtsein entschieden verlegen. Wenn der alte fra Angelina da 'fiesole in seinem jüngsten Gericht seine Teufel in der obigen Art auftreten läßt, so ist er in seinem vollen Recht, denn er spricht in ihnen aus, was seine Zeit ohne Ausnahme glaubt. Der persönliche Teufel war Eigentum des Mittelalters, wie der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes und an die absolute Vollendung politischer Verhältnisse im Feudalstaate. Wenn aber Cornelius darin nicht über seine Kunstvorgänger hinausgeht, so fragen wir mit Recht: „Stehen uns denn diese Falten zu Gesichte wie den Alten?“

Ich sprach nun mit Cornelius mancherlei über das Verhältnis der Gegenwart zur Kunst, erwähnte den ungeheuren Erfolg von Horace Bernet, der eben in der Neuzeit seines Volkes lebt und lebt. Da meinte er einfach: das deutsche Gemüth brauche eben doch noch Etwas mehr. Als ich ihn nach seinen Entwürfen zu dem jetzt im Entstehen begriffenen neuen Dom und Campo santo hier fragte, verwies er mich, was mir sehr gefiel, statt einer Besprechung darüber, einfach auf seine Cartons selbst, indem er mich einlud, ihn nächstens in seinem Atelier zu besuchen, wovon ich auch baldigst Gebrauch machen werde. Aber die moderne Kunstkritik war er nicht gut zu sprechen. Als ich die Ansichten des Prof. Bischer in Tübingen erwähnte, brummte er Einiges von modernem Franzosenthum, — es schien ihm überhaupt die Wendung des Gesprächs nicht angenehm. Nachdem wir noch Einiges über das Künstlerleben in München und die wenige Hoffnung, ein solches hier in Gang zu bringen, gesprochen, entließ er mich. In seiner äußern Erscheinung ist Cornelius klein, fast unansehnlich, den Künstler kennt man nicht gleich an ihm heraus. Was mich in der Unterhaltung besonders freute, war die Freundlichkeit, mit der er sich an Herrn Major Zimmelin erinnerte. Sonst ging das Gespräch ziemlich langsam und farg fließend vor sich. Ich hoffe Dir nächstens über seine neuesten Entwürfe aus eigener Anschauung berichten zu können; es wird mir dies noch ein werthvoller Beitrag zu den Kunstindrücken sein, die ich von Berlin mitnehme.

Mit herzlichem Lebewohl

Dein getreuer Joseph.

Berlin, den 23. Oktober 1845.
Friedrichstraße Nr. 135a über
1 Treppe.

Liebe Mutter!

(Nach Behandlung einer Reihe belangloser Alltagsangelegenheiten.)

Unterwegs sollte ich schon vorbereitet werden auf den Berliner Ton und Geist durch eine sonderbare Begegnung mit einer Repräsentantin desselben. Meine Reisegefährtin war ein Berliner Theologe mit seiner Schwester, die

er von Weimar bis Halle begleitete, wo er auf der Universität zurückblieb. Seine etwas ältere Schwester aber reiste nach Berlin. Ich sah den ganzen Morgen schweigend und finstern im Wagen. Es zog mir gar mancherlei durch den Kopf. Erst wenige Minuten vor Halle knüpfte sich ein allgemeines Gespräch an, das aber bald spezieller ward und als wir im Bahnhof zu Halle ausstiegen, sagte er: „Sie reisen wohl 2. Klasse! — ich darf Sie gewiß bitten, sich meiner Schwester anzunehmen, die allein nach Berlin reist.“ Natürlich konnte ich's nicht abschlagen und ward also nolens volens der Cavalier der Dame. Nun ging's aber los. Kaum hatte sie gemerkt, daß ich ein Wort sprechen konnte, so entwickelte sich ein unendliches Gespräch. Sie kam von Weimar auf Goethe, von Goethe auf Jean Paul, für den sie schwärmte — dann auf die ganze deutsche Literatur, — dann auf Beethoven und die ganze deutsche Musik. Dann kamen die politischen Verhältnisse dran — Emanzipation der Juden und Frauen, Fluch den Censoren und dem preussischen Regierungssystem — und zuletzt auf die Religion mit all' den Bewegungen der Neuzeit. Während der ganzen Eisenbahnfahrt von 12—7 Uhr kam ich nicht zur Ruhe vor diesen Manifestationen des „absoluten Berliner Geistes“. Was ich gelesen hatte, kannte sie auch, was ich dem Namen nach wußte, hatte sie studiert. Wo ich ein freisinniges Wort sprach, da war sie radikal. Es war mir mehr als köstlich, diese Unterhaltung. In Allem trat sie resolut auf. „Wenn ich eines Censors Tochter wäre, würde ich entweder mich oder meinen Vater umbringen“ sprach sie — „wenn Tschech getroffen hätte, — i nun!“ — Als all' mein Stoff längst erschöpft war, plauderte sie noch fort, — und als wir in Berlin ausstiegen, sagte sie: „Schade, daß Sie so lange stumm waren heute früh im Eilwagen, wir hätten noch so manches besprechen können!“ — Sie war übrigens wirklich geistreich, jedenfalls interessant — besonders wie sie sich als kleine Rationalistin und Lichtfreundin auftrat. Wie es aber mir zu Mute war, kannst Du dir leicht denken. Ein Gutes hatte die Begegnung auch; sie lud mich dringend ein, Besuch bei ihren Eltern zu machen — ihr Vater ist Hosprediger. „Als Verehrer von Jean Paul sind Sie von selbst in unserem Hause eingeführt“. Und vielleicht mache ich auch später Gebrauch von der Einladung, trotzdem daß „musikalische Abende“ in Aussicht gestellt sind. — So war ich auf Berlin vorbereitet.

Jetzt, seitdem wir uns häuslich niedergelassen haben, fängt es an, mir recht hier in Berlin zu behagen. Unsere Stube ist ganz gemacht für ein stilles wissenschaftliches Leben. Die Universität ist sehr gut, besonders gefällt mir neben den juristischen Kollegien eines von Trendelenburg, Geschichte der Philosophie. Rudolf Braum, Eggers und ich sitzen gerade wieder so beisammen, wie vor 2 Jahren in den Vorträgen von Goerres — ich hätte das damals noch nicht geträumt. — Von meinen Heidelberger Bekannten sind eine Menge hier. Alle Woche vielleicht werden wir 1 mal zusammen freizeiten und uns der Vergangenheit erinnern. Sonst lebt man ziemlich isoliert, die Universität ist der einzige Berührungspunkt. Von Berlin habe ich eigentlich noch sehr wenig im Innern gesehen und kann Dir darum noch nicht viel darüber schreiben. Der erste Eindruck ist sehr großartig, aber eben darum für den Fremden etwas deprimierend. Die Straße, worin die Universität liegt „unter den Linden“ ist prächtig — die Hauptstraße der Stadt, noch breiter und bedeutender als die Ludwigstraße in München — und ein Wogen von Fußgängern und Wagen, als wäre in jedem Augenblicke die ganze Stadt in Bewegung. — Aber gerade der laute Lärm ruft auch den Gegensatz hervor, den Wunsch nach stiller Ruhe — und ich hoffe, daß gerade hier ein recht zurückgezogenes Stilleben gedeihen wird. Mit Eggers zusammen habe ich gar kein weiteres Bedürfnis nach Geselligkeit oder nach dem Salonleben und bin darum recht froh, daß ich keine Empfehlung bei Savigny abzugeben brauche. Je weniger man sich im äußeren Leben bewegt,

desto mehr gedeiht der innere Mensch — und den will ich in diesem Winter recht warm halten, durch Freundesumgang und durch wissenschaftliche Beschäftigung. — Eins muß ich Dir noch schreiben, liebe Mutter! Das hat mich recht gerührt. Wie ich meinen Koffer auspackte, da fand ich, von Deiner Hand eingepackt — mit schönen Zeilen dazu, das alte silberne Kreuzifixlein, das so lange über meinem Haupt gehangen hat in der grünen Stube zu Hause. Ich hab's auch jetzt wieder aufgehängt über mein Bett. Es soll mir eine liebe Erinnerung sein an alte Zeiten und Gefühle — ein Talisman für Berlin. Du machst Dir in Deinen Briefen gar viele Strupeln über mich und mein Wesen — ich begreife Dich ganz — aber Du sollst Dich nicht darüber betrüben. Sieh einmal! Nach Einem Ziele streben wir alle: aus der Einzelheit der Erscheinungen, aus dem Mannigfachen der Wissenschaften und der Kämpfe des Lebens — nach einem letzten Grund, unter den sich all die einzelnen Gestaltungen unterordnen müssen. Dahin führen aber zwei Wege, der des unmittelbaren Gefühls — und der des wissenschaftlichen Denkens und Erkennens, — d. h. Religion und Philosophie. Die Religion geht aus dem inneren Bedürfnis des Gemüts hervor. Sie setzt sich, weil Gemütsache, leicht über alles weg, was einen Schatten werfen könnte auf das Licht, das sie dem Befriedigungsuchenden Gefühle anzünden will — sie glaubt. Die Philosophie aber ist denkendes Erkennen. Statt der Bilder, die sich das Gefühl schafft,

will sie Begriffe, statt des Symbols seinen Inhalt. Dazu bedarf es eines geistigen Kampfes — einer dauernden Arbeit, und man darf sich um den nicht grämen, der mitten in diesem Streben drin steht und rüstig vorwärts arbeitet. Das letzte Ziel, wohin er zu kommen sucht, ist doch wieder dasselbe, wohin die Religion auch führt. Nur sucht er es nicht in der unklaren Gefühlsregion, sondern bewußt denkend zu erreichen.

Dies Ziel ist Gott. Die Verehrung Gottes aber ist ein reines ethisches Leben. Und fragen wir nun, wenn Einer diese Verehrung durch die Tat beweist und sein Ideal vom sittlichen Leben zu verwirklichen sucht, darnach, ob er insofern dogmatischer Überzeugung oder philosophischer Abstraktionen sein Ziel erreicht hat? — Und wenn das Ziel erstrebt ist, kommt es überhaupt auf den Weg an, den man daraufhin eingeschlagen hat?! — Ich weiß nicht, ob und wie Du mich verlehst, — ich möchte Dir nur sagen, daß Du Dich nicht über etwas betrüben solltest, was keineswegs betrübend ist, denn es ist ein Fortschritt im Erkennen. Ich wenigstens suche bloß darin weiter zu kommen. Mein Inneres, d. h. mein jetzt noch gottlob junges frisches Herz soll sich darum nicht ändern!

Du aber, meine liebe Mutter, lebe wohl — und nimm einen innigen Kuß von Deinem fernem Joseph.

Hans Thoma / Der Mond.

Bei klarem September-Vollmondschein saß ich mit der kleinen Uta auf der Gartenbank. — Der Mond war aus dem dunkeln Tannenwald aufgestiegen und er schien langsam von Tanne zu Tanne zu ziehen, da der Wald in ziemlich gleicher Weise anstieg wie der Mondlauf seinen Weg hatte. Das Zauberkleinlicht des Mondes hatte auch die junge Seele erregt, sie wollte gar vieles wissen und bestürmte mich mit ihren kindischen Fragen: Was der Mond wäre? Ob er ein Tier wäre, daß er so über den Wald dahin laufen könne, ob man ihn mit den Händen berühren könne, wenn man auf so eine Tanne, Klettere bei denen er aus dem dunkeln Wald aufgestiegen sei? Ob man ihn herunternehmen könne? Das Kind stellte ein recht gutes Examen an mit seinen Fragen, und ich muß gestehen: ich konnte das Examen nicht bestehen.

Aber der Zauber des milden Lichtes, das über dem dunkeln Wald und über den Wiesen im Tächen schimmerte, das in dem murmelnden Bächlein sich spiegelte, das in den Johannisbeerblättern um unser Bänkchen herum glänzte, brachte auch mich in die Stimmung, wo der Gedanke, vom sanften Licht umnebelt, sein Recht verliert. — Den man ganz gern schlafen läßt, um so einfüßig und leichtgläubig zu werden wie das Büblein in Hebel's „Mann im Mond“. Wo dann in der Mondscheinlandschaft Lichter und Schatten im zauberhaften Wechsel an der Seele vorüberhüpfen, ihr Spiel mit ihr treiben, dem man sich hingibt, ohne daß der Verstand es zu leiten versucht.

Die alte Spinne Märchen erwacht und spinnt ihre Fäden, in deren goldenen Netzen die Seele wohlighaus ausruht, wo ihre Sorgen und Ängste sich auflösen und sie in selbigem Vergessen ihr Geschick als ein mildes empfindet, im Schleiergewebe von Lust und Leid, von Licht und Schatten. Ich fühlte mich einig mit der Kinderseele. Alle kindlichen Fragen waren berechtigt, sie waren aufgelöst in dem Zauber der Mondnacht — wo in dem, dem Menschen unübersehbaren Zusammenhang der Dinge alles wirklich oder auch unwirklich sein kann, wo wir uns eine Zeitlang jenseits von Ursache und Wirkung stellen können, dem Gesek, das uns so billig die Welt zu erklären sucht. Man könnte versucht sein, einen solchen Seelenzustand als hohe Weisheit zu erklären, als die Weisheit, welche die ganze Welt mit all ihren Dingen, die sie als Freud und Schmerz, als Wohl und Weh empfindet, auflöst und zu einer Einheit wieder aufbaut — so wollte ich weiter spintisieren und die Gedanken wollten sich wieder einmischen. —

Aber das Kind war unruhig und wollte, daß ich ihm eine Geschichte erzähle — das war die Ursache, welche die Wirkung hatte, daß ich ihm aus Grimms Märchenbuch die Geschichte vom Mond erzählte, und zwar in Schwarzwälder Mundart, wie sie hier folgt:

Vor uralte Zite häts e Land ge wo Nachts allewilt Finsterniß gsi isch und de Himmel isch wie e schwarz Tuch drüber ghanget — sie händ fan Mond gha und s'isch au ket Schtern am Himmel gstande. S'hät aber de Güte nit gar viel ushmacht, de Mensch gwöhnt sich an Alles.

Us dem Land sind emol vier Handwerksbursche uf d'Wanderschaft gange und sind ine Land cho, wo sie am Abend wo d'Sunn untergange gsi isch, ufeme Tannebaum e hell lüchtende Kugle gseh händ, die hät sich im Bach unte gschpiegelt und hät s ganz Thal miteme sanfte silberfarbige Licht erfüllt, nit so grell wie s'Sunnlicht, aber me hat alles seh und unterscheidet chönne. Die Wanderburscht sind ganz verschummt do gstande und händ des Licht aglueget. — Da isch e Bur mit eme Wage vorbeigefahre, do hend sie gfroget, was des für e Licht sei, do sait der Bur: Des isch der Mond, mine Herre! Unser Burgermaischter hot ihn für drei Gulde kauft und a sellere Tanne feschtmacht. — Er muß alle Tag Öl usgieße, daß er hell brennt, er muß en puße und muß en in Drügg halte — d'Gmei zahlt em jede Woche dofür en Gulde.

Wo der Bur weg gsi isch, sait der Ein vonene: So ne Lampe chönntemer bruche, mer händ dahoim au so große Tanne, wo mer sie dra hänke chönnt, dno bruche mer i der Nacht nämme so in der Finsterni umetappe. — Wihet ihr was? sait der Zweit, mer wend Noß und Wage hole und de Mond wegführe, die sölle sich wieder en andere Hause. Do sait der Dritt: I cha gut chlettere, i will e scho abehole. De Viert hät Noß und Wage gholt, de Dritt isch uf de Baum ufegschtiege, hät e Loch in Mo bohret, hät e Seil dadur zoge und hät ihn abeglo. Wo die Lichtkugle ufem Wage glege isch, händ sie e Tuch drüber deekt, damit niemed de Raub siecht. — Sie händ ihn glücklich in ihr finster Land brocht und händ ihn use hochi Tanne feschtmacht.

Alt und Jung händ sich aber do a der neue Lampe gfrat, die ihr schönes Licht über ihre Felder so usbreitet hät und au no in ihre Schlube und Kammere gchiene hät. Zwergli sind wunderfihig us ihre Felslöchere süre cho und

händ des Licht nit gnug aluge chörne. — D'Wichtelmännli in ihre blumige Röckli händ uf de Matte agfange vor luter Luschtigkeit Ringelreihetanz ufzführe. — D'Lüt händ in de erschte Nächt gar it ins Bett geh möge, sie sind vor ihre Hütere umegschände, händ de Mo aglueget und d'Fieder- müs sind ene um d'Köpf gfluge.

Die vier aber, wo ihn brocht händ, händ de Mo mit Öl versorget und sie händ alle Wuche en Guldi dafür übercho. Wer die Vier sind notno alt worde, so daß sie de Diensch nümme gut händ versehe chönne. Der Eine, wo er krank worde isch und sin Tod vorusgeh hät, hät as sin lechschte Wunsch d'Beschimmig troffe, daß de viert Theil vom Mo als si Eigentum ihm ins Grab soll geh werde. — Wo er gschtorbe isch, so isch de Burgermaischer uf de Baum gschtiege und hät mit de Schitterscheer e Viertel abgschnitte und hät es zuem in Todebaum gleit, und s'Nacht hät scho e weng abgno. Wo der Zweit gschtorbe isch, händ sie ihm s'zweit Viertel mitgeh, do isch's Licht um d'Hälfte schwächer worde, no schwächer isch es worde, wo der Dritt gschtorbe isch, und wo der Viert ins Grab cho isch, do isch de alt Finsterniß wieder do gsi, und wenn d'Lüt Nachts usgange sind, händ sie müsse achtig gebe, daß sie nit mite Köpf z'ammegschtoße sind.

Wo aber die Mondviertel in der Unterwelt sich wieder vereinigt händ, so sind dort, wos immer dunkel gsi isch, die Tode uruhig worde und sind us ihrem Schloß erwacht. Sie sind erschtund gsi, daß sie wieder sehe chönne, de Mond isch ihne grad gnug gsi, sie hätte de Sunneglanz nümme vertrage chönne. Sie sind ufgeschände, sind luschtig worde, und händ ihre alti Lebenswis wieder agno. En Theil isch zu Schpiel und Tanz gange, andre sind in d'Wirtshüser glofe, händ sich vollglosse, händ mitenander Händel agfange und händ sich vepriuglet, de Lärm isch immer ärger worde und isch bis in Himmel usse gehört worde.

Der heilig Petrus, de Wächter am Himmelsthor, hät glaubt, d'Unterwelt seig in Ufruhr grothe, und hät de himmlische Heerschaare z'sämme grufe, daß sie dem bösen Feind, wenn er mit seine Gfelle de Ufenthalt vo de Sontage flüre wölle, zrückfage sölle. Wo sie aber nit cho sind, so hat er sich uf si Roß gseht und isch durs Himmelsthor abe in d'Unterwelt gritte, do hat er die Tode wieder zur Ruß brocht und sie wieder in ihre Gräber gleit und hät de Mond nit furtigno und hät en Obed am Himmel ufghängt.

Karlsruhe, im September 1920.

Heinrich Bierordt / Der Romantik Ende.

Von nächtigen Nebeln umspinnen,
In Märchenträume gewiegt,
Mit Zinnen und Giebeln und Türmen
Das alte Nürnberg liegt.

Unter mondbeschienenen Erkern
Die Pegeniß rauscht so sacht,
Und Posthornklänge klingen
Durch blaue Zaubernacht.

Viel gotische Blumen blühen
Versteinert, mondbleich, starr;
Viel Drachentöpfe grinsen
Phantastisch und bizarr.

Ein Dämmern ist es, ein Weben,
Wie um verschollenen Hört:
Als male noch Meister Dürer
Im Fachwerkhause dort;

Als forme noch Peter Vischer
Bildwerk um Bildwerk strads,
Als schufte noch und reime
In seiner Werkstatt Hans Sachs....

Da — in das Träumespinnen,
Selbstfakt und reichsstadtstill,
Gellt jählings, ohrzerreißend,
Ein Pfiff, so grell und schrill!

Mondlicht und Nebel blaffen,
Verwandelt steht die Welt:
In bleigefakte Scheiben
Goldleuchtend die Sonne fällt.

Es schnaubt und faucht voll Brustens,
Speit Flammen, rot geschürt:
Das ist der erste Bahnzug
Von Nürnberg nach Fürth!

Die erste Lokomotive,
Ein keuchend Ungetüm,
Verspricht die zischenden Funken
Abers frische Wiesengeblüm....

Die Drachentöpfe schütteln
Sich vor Verwunderung,
Sie möchten vom Dome springen
Mit dem Feuerdrachen jung.

Den alten, steinernen Heil'gen
Glüht es durch Mark und Bein,
Sie möchten hernieder steigen
Ins Marktgewühl hinein.

Die krausen, gotischen Schnörkel,
Ehrwürd'gen Staub und Wust,
Sprengt tief aufatmend Sehnen
Boll überquellender Lust.

Ein Knospen ist es, ein Schwellen
In den Lüften wie Frühlingslied,
Als bröckle von einem Harnisch
Zerborsten Glied um Glied.

Mit grünem Schoß bezweigt sich
Des Burghofs tote Lind'
Und rauscht, besprengt vom Frühtau,
Im gold'nen Morgenwind. —

Deutschland ist das Schneewittchen,
Das reißt sich im Märchenfarg,
Aufwachend zu blühendem Leben,
Rotwangig und arbeitsstark!

W. E. D e f t e r i n g / H e r m a n n B u r t e.

Die akademische Literaturbetrachtung, wie sie in der Mehrzahl unserer Literaturgeschichten ihren Niederschlag findet, macht einen Wertunterschied, der sich auch im Umfang der einzelnen Kapitel ausdrückt, zwischen dem, was sie als literarische Hauptströmung charakterisiert und worin sie das allein Rechte und Wahre, das Ideal, erblickt — und den interessanten Nebenströmungen, die es zu fesseln, bewegenden, aber nicht vollwertigen Schöpfungen bringen. Dort wirken die Genies, die Klassiker, hier die Genialischen, die Gotiker. Goethe, Schiller, Grillparzer usw. auf der einen Seite, Lenx, Grabbe, Büchner usw. bis zu Medelin auf der anderen.

Kein Zweifel, unsere Zeit hegt eine gewisse Zuneigung zu den Unruhigen, Leidensvollen, Verschwendenden, Formlosen der zweiten Art. Die Reife, Kühle und runde Vollkommenheit, die klassische Ruhe der ersten weckt ein geringeres Echo. Instinktive Ablehnung des in jenen fortwirkenden hellenischen Geistes leitet uns. Der Goethe des Götz und des Urfaust steht uns näher als der zum Olympire sich klärende Dichter der Iphigenie.

Hermann Burte steht wie eine Brücke über beiden Richtungen. Aber ihr Hauptpfiler ruht auf dem Boden, der Shakespeare, Kleist und Hebbel getragen hat, also die Zeugen einer germanischen Kunst und Lebensbetrachtung. Er hul-

digst der strengen Form, dem geschlossenen, straff in sich gefügten Aufbau, den Gesetzen, die der ästhetische Geist im Lauf der Jahrhunderte aufgestellt und erprobt hat. Er ist kein Neuerer der Form, kein poetischer Ketten sprenger, kein Experimentator der Bühne oder des Epos. Er schließt sich selbständig an die deutsche Tradition.

Im Inhalt gibt er sein Ich, verströmt er seine Seele, gießt er sein Blut in Gestalten und Verse. In diesem Subjektivismus seines Schaffens nähert er sich den Individualisten unserer Literatur, um sie freilich gleichzeitig durch zuchtvollen Willen zu überwinden. Er will weder sein Leben noch seine Dichtung zerrinnen lassen. Denn in seinem Blut und seiner Seele wirkt die Tradition.

Daher kommt es wohl, daß er gegenwärtig als Dichter, insondere als Dramatiker nicht so durchdringt, wie es seiner Bedeutung entspräche. Man will heute keine Tradition, man will Umsturz. Man spielt die Dramen, die angefüllt sind mit den Lüssen und Krämpfen des Tages. Noch ist Burte unzeitgemäß, denn er leuchtet schon über diese Zeit hinaus, die ihn erst voll aufnehmen kann, wenn sie ihn eingeholt haben wird.

Burte sucht nicht Expression und Formenauflösung, er gibt Ausdruck in fester Form.

Der Dichter mit Anlage und Neigung zur bildenden Kunst ist nicht selten in Deutschland. Goethe, Gottfried Keller, Schöffel, W. Raabe, Gerhart Hauptmann sind bekannte Beispiele. Auch Burte gehört zu ihnen. Er war Schüler der Karlsruher Kunstschule und genoss die Unterweisung des auf strengste Form zielenden Schmid-Neutte. Was in ihm als Anlage wirkte, wurde hier zum Befestigen gehärtet. Burte haßt das Flatterige, Unbestimmte, Verschwimmende; er schwört auf Zucht, Maß und ordnenden Geist. Er schwört darauf als Künstler, Mensch und Staatsbürger.

Auch als Politiker bekennt sich Burte zur Tradition. Den Ereignissen der letzten Monate steht er abgewandt gegenüber. Er vermisst die geistige Führerschaft, die der Zeit ihren Weg weist. Denn Altes wünscht er nicht zurück, Neues nicht zu stützen. Was fallen will, soll man stürzen, sagt er so gut wie Nietzsche. Aber als Mann der Ordnung, im Geistigen wie im Materiellen, lehnt er das Chaotische um des Chaos willen ab. Er schaut nach dem Führer aus, ohne diesen mit Krone und Purpur zu verquiden. Die Masse als solche ist Bestie, ist Weib. Sie braucht einen Bändiger, einen Mann, einen zielenden Geist. Er sah die Wille kommen und hat sie im zehnten Hauptstück seines „Wiltfeber“ prophezeit, in der Geschichte „Vom Hofe, welcher unterging“.

Aus solcher Überzeugung heraus erwuchs ihm, dem Süddeutschen, die Fähigkeit, die Tragödie des preußischen Geistes, seinen „Katte“ zu schreiben, das erste vollwertige deutsche Geschichtsdrama seit Heibel und in Heibelschem Geist, dessen Tragik auf der dramatischen Dialektik nicht bloß der einzelnen Seelen gegründet ist, sondern in der Idee selbst liegt.

In Katte, in Herzog Uk, im Warbeß stehen Individuum und Gemeinschaft als dramatische Gegensätze. Das Recht des einzelnen wird als Opfer an das Ganze gebracht; Leidenschaft, Individualismus, subjektiver Anspruch sind nur ein menschlich verklärtes Nichts vor der großen Gesetzmäßigkeit und dem Schicksal des Volkes und Staates.

Der Wille zur strengen Komposition, die den großen Baugliedert und die einzelnen wohl abgewogenen Teile ihm einfügt — so wie Schmid-Neutte seine monumentalen Tafeln aufbaute —, führt Burtes Hand, wenn er seine Sonette zu ihrem gesetzmäßigen Zeilenmaß formt und die einzelnen in genau ausgewogenen Zyklen zusammenschließt. Sieben mal sieben Sonette zählt z. B. die „Flügelspielerin“. Derselbe Wille nach Zusammendrängung spannt die Handlung des „Wiltfeber“ in den Ablauf von vierundzwanzig

Stunden. Derselbe Sinn für Ebenmaß baut die fünf Akte des „Simson“ in erhabener Symmetrie. Durch das Auge erlebt Burte die Welt, innere Gesichte formen sich zu äußerer Plastik; blond und dunkelhaarig sind ihm in ihrem materiellen Kontrast Gleichnisse von Seelenzuständen. Zwischen der blonden Ursula und der braunen Madlene steht Wiltfeber, wie Simson zwischen der hellen Michal und der dunkelodernden Dalila, und gleicherweise stehen beide Helden zwischen zwei Völkern und zwei Befehnten, dem alten, in das sie hineingeboren sind, und dem neuen, das sie heraufzuführen wollen.

Wille und Geistigkeit schmiedet diese Helden in der Glut der Leidenschaft und der Not des Leidens. Sie erheben sich über den Boden, dem sie entsprossen sind. Mit Nietzsche werfen sie ihren Speer in das Land der Zukünftigen.

Hermann Burte ist Alemanne. In der Nachbarschaft von Heibels Heimat geboren, in seinem Glauben erzogen, hängt er mit jeder Faser an seinem Volkstum. Dessen Sprachodem durchweht alles, was er sagt und schreibt. Aber von der Scholle der Heimat reißt er sich weit in die Welt. Reisen ins Ausland, ein langer Aufenthalt in England schoben die Wände zurück, die sonst der Alemanne leicht um sich errichtet. Burte verschmäht die Jodelle, die Heibel befreute, und das schwärzwälder Bauerntum, in das Hans Thoma sich hüllt. Er greift nach gewaltigen Stoffen, schmiedet erhabene Pläne und steht stolz auf den Schultern des Zeitalters, das ihn hervorgebracht hat. Er kennt die Werke der Kunst und Literatur der Kulturvölker; er liebt von den Ausländern Shakespeare, Molière, Flaubert und Strindberg; mit dem Blick des Schöpfers bewundert er ihre Größe und erfährt ihr Wesentliches. Er fühlt sich stark genug, mit ihnen in Wettstreit zu treten, auf seine Weise. Er meistert die dramatische Technik, er ist mit psychologischem Rüstzeug ausgestattet, er handhabt die Gewalt der Worte, Gedanken und Gesichte rauschen ihm zu.

Spät erst hat Baden einen Vertreter unter die deutschen Dramendichter gesandt. Emil Gött, Alemanne wie Burte, benutzte die Form des Dramas zur Aussprache des eigenen Ich. Denker und Dichter wie Burte, hat er dem Jüngeren, der den Vorläufer dankbar verehrt, die Bahn bereitet. Der Blutschlag ihres Volkstums, dunkel und phantasievoll, pulst im einen wie im anderen.

Im „Wiltfeber“ hat Burte den ersten Beweis davon erbracht; die Art seines Stammes und seine eigene liegt darin geborgen. Sieben Jahre darauf hat er im „Simson“ gezeigt, wie er seine Zeit zur Reife gemüht hat. Wieder blickt er und seine Rasse durch die fremden Gestalten, aber mit ihm das ganze deutsche Volk. Simson von den Pharisäern geblendet, Simson in die Treitmühle des Feindes gespannt, das sind wir. Simson, der leidgeläuterte, der Überwinder, der Seelenführer, das sollen wir sein!

Im Wiltfeber hielt Burte Gerichtstag über seine Volksgenossen, über ihre verbasterte Kunst, ihren schwächlichen Glauben, ihre Untreue gegen sich selber; im „Simson“ errichtet er ihnen einen Wegweiser zu sich, zur Heimat ihrer Seele.

Wie sehr er seinen angestammten Heimatboden liebt, hat er im 45. bis 54. Sonett der „Flügelspielerin“ verkündet, da er die „sieben Heimatwunder“ besingt. Noch haben ihm etliche Engherzige und Nachtragende seiner Landsleute nicht vergessen, daß er ihnen im „Wiltfeber“ Bitternisse ins Gesicht geschleubert hat. Denen sei neben dem anderen, was Burte geschaffen, dieser „Wunderfund“ zu Gemüte geführt.

In meiner Heimat fand ich sieben Wunder,
Ja, Dinge, so erhaben, voll an Zauber,
Daß mir kein Sachenwechler, Worteklauber
Sie je zerschwächen soll zu morschem Zunder.

Aber nicht in der Heimat, im Badener Land, bleibt Burte stehen. Was er ist und gibt, gehört dem ganzen deutschen Volk.

Hermann Burte / Vier Gedichte.

Kunde aus dem Feld.

Sie lasen es den Augen ab
des ungewohnten Boten:
die Lüre gähnte wie ein Grab
und schlang hinab den Toten.

Es klang vom Feld der Ehre drein
vom Dank des Vaterlandes —
Sie aber fühlten nur in Pein
das Reitzen eines Bandes.

Der Vater sank wie abgedorrt
erstorben in die Leere,
der Mutter brach entzwei das Wort
im bleichen Mund: Herr Jere —

Die Schwestern fielen Brust an Brust,
die Braut aufstöhnte, blasser
als Tuch und Kalk: ich habs gewußt
mir träumte Wind und Wasser.

Da krampften sich im Stoßgebet
unwillig harte Hände,
da sanken Häupter hingeweht
wie Larven an die Wände.

Die Lippen laß, die Augen stier,
gewaltjam Ruck und Ragen:
als hätte die Granate hier
noch einmal eingeschlagen.

Fliehende Frau.

Ah Mutter, mach den Laden auf
und hör die Töchter an:
Nur ein paar arme kurze Wort,
ich bin bei Nacht und Nebel fort
von ihm, von meinem Mann —

Ah, schilt doch nicht, es gilt doch nicht
wer muß, hat keine Wahl!
und wenn sich eine hinterstunt,
was hehlings in den Adern rinnt,
das will an Tag einmal.

Er kam vom Krieg, ich lag und schlief,
da weckte mich sein Pfiff:
Er trat an meine Lagerstatt
den blut'gen Schwindel hab er satt —
und wie er sprach und griff,

da faßt ich mir ein Herz und schrie
die Wahrheit grade hin: —
Die Zeit war lang, mein Blut war heiß,
der liebe Gott im Himmel weiß,
daß ich dir untreu bin —

Schau an die Hand, schau an den Ring,
und willst du morden, tus:
Ich kann dein Schweiß nimmer sein,
mein ist die Schuld, mein ganz allein,
und mein sei auch die Buß.

Er schlug mich nicht, er frug mich nicht,
er nahm die Axt und lief,
allein den Andern findt er nicht,
der wartet an der Fähr dacht,
da stehn die Wasser tief.

O Mutter — ja, ich denke dran,
ich gab ihm Hand und Schwur,
und denk ich weiter kommt ein Braus,
da wirbelt mich aus mir heraus
die wütende Natur.

Rausch hin, rem hin du wilder Bach,
zum tiefen stillen Meer,
im Elsaß zuckt ein Feuerschein,
ein Schiffeintaumelt auf dem Rhein,
fahr hin denn Glück und Ehr!

Laß weg das Tuch, ich weine nicht,
mein Auge thränt vom Rauch,
Da ist der Ring für meinen Mann,
dort glänzt der Rhein, er nimmt mich an,
und meinen Liebsten auch!

Quelle.

Stimme deine Wogung, lieber Sang
nach der Quelle, die so lieblich sprang.

Um den Regenbogenwasserglanz
Ging der Mücken und Libellen Tanz.

Lezte Sonnenstrahlen trafen sie
lauschten ihrer Urgrundmelodie —

Satt am Rande lehten sich die Moose
an dem Fließen aus dem Fesselschoße,

Gräser beugten ihre schwanken Dolde
tranken trunken und bezahlten golden.

Liebe Quelle ob du mir auch singst,
Meer- und Wolkenheimatlleder bringst

Von der ewig umgetriebenen Kesse
deine Wander- deine Wunderweise?

Fühlen kann ich, wie es quillt im Grunde
deine Nässe dampft auf meinem Munde.

Quell im Herzen, roter, springe bald
hell zu Tag aus meines Wesens Wald.

Meer und Wolke felsumhegte Flut:
jedes Dasein pulst in meinem Blut.

Wie die Woge dort im Grünen klang,
gehn die Worte wiegend ihren Gang,

wie die Wolke über Wassern ruht,
schwebt die Seele über meinem Blut.

Der Dengler.

Dem Dengler seine Sense klingt
Von jedem Schläge wund und singt:

Wie sagt der Hammer? Jammer!

Wie singt die Schneide? Leide!

Wie klagt der Dangel? Mangel!

Wie stöhnt der Stahl im Steine? Qual! —

Wie spricht der Dengler? Schweigt mir still!
Euch wird gewollt, ich aber will!



HAUSAMANN

Albert Schneider / Irmgard. / Novelle.

Dacht' ich mirs doch, als ich in den Sonntagmorgen hinausging: die Zeitlose blüht schon. Gehen darum meine Gedanken zurück in alte, verwehnte Zeiten?

Am Kreuzweg, wo der hohe Holzpfeiler schief und morsch in die Ebene ragt, so alt und so morsch, daß man das geschnitzte Erlösbild daran kaum mehr erkennen kann, dort, sagen sie, erstehe oft in raumender Nachtstille ein seltsames Stöhnen, und beim Metallglanz des Mondlichts könne man eine schwarze Gestalt wahrnehmen, die tief versunken und unbeweglich am Fuße niederknie und nach inbrünstiger Andacht in schwebenden Schritten langsam zu den alten Schloßmauern am Berghang hinaufwalle. Die geköpften Mauern umsäumen in langem Bogen den rebbewachsenen Rücken, und in den leeren Fensterlücken, wenn Sonnenschimmer und blasser Herbsthimmel ihre Lichtung ausfüllt, vermeint man wohl dann und wann eine Frau zu erkennen, die in stummer Erwartung ihr Augenpaar über vergilbtes Reblaub und geleerte Felder schweifen läßt. Dann aber ist ihr Gewand blau und von reichen Silbertressen befeht, und ihre blonden Flechten liegen weich über den narbigen Steinen. Daß die Augen samtbraun sind und die schmalen Lippen des kleinen Mundes fleischrot und daß an den Wangen feine Blutrinnsel wie winzige Pünktchen aus der überzarten Haut hervorquellen, ahnt man eher als daß man sieht.

Ich glaube nicht daran. Das Kreuz kann so alt nicht sein, und die Seelen sündbeladener Menschenkinder wandeln nicht auf fester Erde, wenn der Leib längst vermodert ist. Aber das Holzkreuz kann einem alten nachgebildet sein und das alte wieder einem älteren, und irgendwann einmal kniete wohl Frau Irmgard am Fuße, um von dem Tropfen Unrast, der in ihre Seele gelegt war, Erlösung zu finden.

Sie entstammte einem Rittergeschlecht vom Wasgau und ward blutjung von dem starksehnigen Schloßherrn zur Ehe begehrt, damals, als noch hohe Giebel und Ziegeldächer Türme und Räume bedeuten.

„Sehet zu“, sagte ihre Mutter, „ob ihr die blonde Hexe zur rechtschaffenen Frau machen könnt!“

Er lächelte mit breiten Zähnen und umschlang die schlante Gerte. Sie aber wiegte sich schlangenweich in den Hüften, entwand sich ihm und drehte ihm den Rücken zu. Er ließ sich nicht verdrücken. Herber Wille und stille Nächte der Liebe würden sie schon gefügig machen.

Aber die Zeit verrann, und sie ward nie ein geduldsam Weib. Wuchs auch einmal in einer Stunde der Hingebung seine Hoffnung zur sicheren Zuversicht, so zeigte ihm das helle Licht des Morgens doch wieder nur eine unbändige, rastlose Jungfrau. Durch die Ebene reiten auf fliegendem Rappen, oder im Walde nach Hirsch und Eber gefahrlos jagen, war ihr liebstes Tun. Ein weiblich Tagewerk kannte sie nicht. Lag dann der Winterschnee draußen auf endloser Fläche, und nahmen ihre ruhelosen Augen wahr, wie ein Säger eine einsame Spur in den weißen Teppich trat, einer von denen, die verarmt und zerlumpt wie die Bettler

gingen und deren Weisen wohl herrlich erklangen, aber ungeschrieben und unvermerkt im Kunstsaal der Zeiten verhallten, ritt sie ihm unbesonnen entgegen, um ihn gastlich ins Schloß zu geleiten. Keine Mahnung an ritterliche Sitte und keine Warnung vor feindlicher Nachstellung machte sie ihres Einfalls verdroffen, und eines willentlichen Zwanges gegen sein Weib hatte der Ritter sich bald entwöhnt, da er gelernt hatte, daß er und das Gesinde in gleicher Weise in langen Tagen und Wochen darunter zu leiden hatte.

Einen von ihnen, einen jungen Blondkopf, dem das Haar lang und straff in den Nacken hing und der wegen der samtlenen Haut seiner Wangen ihres Wesens schien, aber gefügigen Sinnes und willigen Herzens war, ließ sie nicht wieder ziehen, sondern machte ihn zu ihrer Wünsche gehorsamem Knecht. Ihrem Geheiß zufolge ging er jahraus jahrein in der gleichen lächelnden Farbe der geschmeidigen Strümpfe und demselben kleidsamen Schnitt des Gewandes, und um ihrer müßigen Laune willfährig zu sein, versagte er sich selbst im heißenden Nordwind den Schuß für die jungen Glieder oder in der Sommerschwüle die Erleichterung für sein drängendes Blut. Tauchte er aber einmal seinen schlanken Körper drunten in den rauschenden Bach, der sein kühles Wasser von den Bergen in die Ebene hinausstrug, um emporsteigend die perlenden Tropfen über die rostig schillernde Haut rinnen zu lassen, beugte sie sich wohl über das verwachsene Gemäuer der Terrasse des Schlosses und winkte ihm freudig zu mit flatterndem Tüchlein.

„Dürfte ich Euch, edle Frau, nur einmal von der Ferne so aus dem weißen Wellenschaum emportauchen sehen“, schwärmte er einmal bei ihr nach solcher Stunde, „ich wollte keinen Wunsch mehr tun an das Glück.“

„Warte!“ sagte sie und war nicht erzürnt, sondern lächelte ihm zum ersten Male traumselig zu. Der Wunsch aber war schön, denn noch stand ihr Leib unverseht in straffer Jugend, da noch kein Kind von ihrem Blute das Leben empfangen hatte.

Zwei Jahre schon hatte er ihren launigen Stunden den Lebensatem geweiht, da zog der Ritter mit aufgeschirrten Rossen auf langen Streitzug aus. Der Jüngling aber blieb an ihrer Seite. Des Grases Blüten fingen schon an braun zu werden, und der Bergbach lief mit kalten Wellen zu Tal.

„Frau Irmgard“, bat er in flehenden Worten, „zu lang schon hat mein Traum mich genarrt, und zu grausam ward mein pochend Blut im Laufe gehemmt. Die Berghöhen haben kalten Schauer in den Bach gegossen, die Sonne geht heimwärts, und ich trag's nimmer aus, bis sie wiederleht.“

„Warte!“ sagte Frau Irmgard wieder, und da ihre feinen Finger lieblosend über sein Haar glitten, wollte er noch einmal seinem Begehren gebieten.

Am Mittag stieg sie auf ihren glänzenden Rappen und ließ ihn mit seinem Köpfelein ihre Spuren suchen. Was nun in ihrem Köpfelein wieder für Dämonen sprossen, wußte er nicht. In mühsigem Anstieg ritten sie weiter und weiter in die Bergschlucht

hinein. Im Langengrunde, wo die roten Blütenstengel des Juncuslebens Weiderichs wie flammende Armleuchter den Grabenrand einfassen und die stolze Angelika aufrecht über den Genossen wacht und manchmal mit duftigem Hauch über die gewölbten Ebensträucher errödet wie aus zarter Scham ob ihrer Herrscherwürde, dort stiegen sie ab und banden die Röhlein zur Weide an zwei Stämme.

„Gelette mich, Liebling!“ bat sie in weichem Ton. Er reichte ihr ritterlich die Hand und suchte mit der Rechten ihre Elle zu stützen über das moosige Steingeröll hinauf. Da beugte sie ihren Körper zurück, als ob sie gleiten wolle, und fragte mit lächelnden Lippen:

„Wie stützt man liebe Frauen?“

Nun umschlang sein Arm entschlossen die süße Last, ihre Linke umfing den erröteten Blondkopf, und so ward sie getragen eher als gestützt. Auf weichem Grase, unter leis raumenden Tannen, ließ sie sich nieder, und er kniete hangend neben sie. Hin und wider, über liches Frauengewand und dunkles Grün, spielten zitternd vergilbende Sonnenflecken wie verirrte Falter des Sommers. Sie zog einen Dolch aus der Seite, beschaute das Perlmutter des Griffes und prüfte die Spitze der glänzenden Klinge. So fest drückte sie auf den weichen Arm ein, daß er fürchtete, das Blut müsse aufquellen, und er fuhr mit offenen Lippen besänftigend über die gequälte Haut. Nun fing sie die Worte langsam suchend, zu reden an.

„Seit meiner Jugend frühesten Zeit habe ich drüben auf unserm Felsenest gewartet auf den Tag, da von irgendwoher ein stolzer Herr mich armes Edelräulein zu sich emporhölbe und in Lust und Glanz erstrahlen ließe. Von tapferen Rittern und stolzen Frauen wollte ich umgeben sein, und lodiger Kinder spielende Schar sollte meine Gemächer erheitern. Doch was je ich gewann, muß ich stets wieder verachten, und keiner Ruhe Erquickung soll meinem Herzen beschieden sein. Und du, Liebling meiner Seele, darfst auch nicht lange mehr bleiben.“

Er fuhr erschrocken in die Höhe, doch sie gebot ihm Stille und sprach weiter:

„Dort droben ist sein Schloß und sein Eigen, aber hier ist heute mein Reich und meine Erde; hier will ich einmal nur nehmen, was mich im tiefsten beglückt, und will mich selber verschenten dem Einzigen, der dies Glück am höchsten zu Wert erkennt. Doch welches Opfer bringt er der geliebten Frau?“

Er wollte ihre Hände in aufwallender Dankbarkeit fassen, sie aber hielt ihn zurück.

„Diesen Dolch wirst du in mein ruheloses Herz stoßen. Aber mutig wirst du's tun und ohne Zittern, auf daß die Furcht vor dem Tode nicht Vermut gießt in den Becher meiner Seligkeit.“

„Nein, süße Jemgard, den Tod zu bringen vermag ich dir nicht, aber empfangen will ich ihn freudig aus deiner Hand, und süßer soll er mir sein als das Leben.“

„Süßer als dieses Leben, holder Liebling?“ fragte sie in ihrer Sehnsucht, und sie drängte sich an sein klopfendes Herz...

Ein Röhlein wieherte ungeduldig durch den stillen Tann. Keine Sonnenflecken lagen mehr auf dem dunkeln Grunde, nur matt und ersterbend troff das bleiche Licht von den Tannenzwipfeln an den Stämmen herunter.

Eine stille Frau schritt zitternd über die Felsblöcke hinab, gestützt auf den fürsorglichen Arm ihres jungen Begleiters. Ihr Haupt war gesenkt und ihre Lippen geschlossen. Vom Sterben ward kein Wort mehr gesprochen. „Morgen“, hatte sie gesagt, und seitdem hielt ihre Brust jeden Laut gewaltsam zurück. Schweigsam ritten sie den Grund hervor, langsam niedersteigend, dem helleren Lichte zu, das der sternbesäte Himmel der dunstigen Erde verlieh.

Am Morgen sah Frau Jemgard in der Nische und sah auf den Herbstsonnenschein in der Ebene hinunter. Ihre Schuhe ruhten auf samtenem Polster. Der Blondkopf neben ihrem Sessel stand mit verträumten Augen und in achamer Ferne. Da sprach sie:

„Ich war es nicht, und du bist nicht mehr. Sterben ist kein Ende, aber ruhelos sein ist Plag. Darum wandere! Raslos ziehe von Ort zu Ort, und nie soll deine Lippe meinen Namen

nennen, weder zur Lust noch zum Leid, weder bei dir allein, daß es der Windhauch belauscht, noch weniger vor anderer Menschen Ohren. Nie wieder darfst du in unsere Gauen kommen. Wirst du dem Gebote nicht Treue halten, will ich deine Seele verfluchen nach dem Tod und dein Leben foltern, soweit meine Macht reicht. Meine Unrast nimm mit dir fort und trage sie in Geduld, und ich will mit meinem Kummer ein junges Leben wärmen.“

Sie errötete leicht und sah träumenden Blickes in den Schoß.

„Wenn die Tarmglocke den zwölften Schlag getan, dann scheide! Kein Lebenswohl soll in der Trennung uns Erquickung sein und kein Händedruck den Abschied leichter machen. Nur einmal noch singe mir ein Lied, dann schmüre deine Habe zu langer Wanderung. Das Röhlein soll dein einziger Begleiter sein.“

Er sah und sann, welche Weise zu dieser Stunde ihrer würdig wäre. Zweimal glitten die schlanken Finger über die Saiten, und seine Stimme wollte sich zum Tone erheben, aber die Tränen erstikten jeden Laut.

„Geh nun!“ sagte sie abweisend und hart, „und gedenke immerdar meines Gebotes!“

„Gib mir den Dolch zur langen Fahrt“, bat er flehend, und sie willfahrte seinem letzten Wunsch, ohne jedoch ihr Gesicht nach ihm zu wenden.

Als der Ritter von seinem Zug zurückkehrte, erschraf er vor Freude, als ihm sein Weib in dienender Willfährigkeit entgegenkam. Sie reichte ihm mit eigenen Händen frische Kleidung, brachte ihm Speise und Trank und widersprach vom Tage an nie wieder seinem Willen. Er überhäufte sie mit aufwallender Zärtlichkeit, als er glaubte, der überraschenden Wandlung Ursprung gefunden zu haben, und als dann nach so langem, vergeblichem Warten ein blondes Söhnlein in der Wiege lag, floß sein Mund über von Glück und Lust.

Die Mutter aber, die einst zu viel des Abermuts besessen, war nun überängstlich vor jeder Kleinen Ausgelassenheit der Freude. Still und fromm betend waltete sie im Schloß, und ihr Tun war erquicklich und segensbringend. Der Knabe wuchs hoch und schlank empor und war stillen Wesens und von milden Sitten.

Die Giebel verschneiten und troffen wieder in der Tauwärme des Frühlings, dem warmen Sommergrün der Wiesen folgte bunte, scharfsinnige Färbung in Flur und Wald. Kreuzfahrer zogen durch die Gauen, und viele schlossen sich an; nur der Ritter brachte es nicht über sich, sein jungerstandenes Glück zu verlassen. So ging Jahr um Jahr dahin.

An einem düsteren Tag, wo auf Wiese und Aed die Schritte in Rasse versanken und auf den Berggipfeln zerfetzte Nebelkappen hingen, vermeldete man dem Schloßherrn einen gebeugten Sänger, der, einäugig und zerklopft, mit zerschundenem Roß vor dem Tore um Einlaß bitte.

„So früh schon das bettelnde Volk“, murrte er. „Doch nehmt ihn auf, und wenn er erquickt und reinlich gekleidet ist, mag er Weib und Gäste erheitern.“

Das Gesinde spottete erst über den neuen Genossen ihrer Stube. Doch sein tiefes, in sich gekehrtes Schweigen erweckte ihre Ehrerbietung. Ehrfürchtige Scheu faßte sie gar an, als er vor einem Spötter das Schwert zog und rief:

„Wer von euch hat ehrlich vor dem Feinde so viele Scharten in die Klinge geschlagen?“

Er hatte sich aufgereckt. Verbrannt und gelb hingen seine Strähnen auf die Schulter, widerborstig umrahmte der rötliche Bart das verwetterte Gesicht, eine tiefe Narbe ging von der linken Augenhöhle über die Stirne und über das Joch. So stand er auch vor den Gästen, denn er weigerte sich hartnäckig, seine Kleidung zu tauschen.

Er zögerte lange, als er sein Lied singen sollte.

„Reicht ihm Wein dar!“ sagte der Ritter. „Dem Sänger laßt Zeit, bis des Sanges Lust ihn ankommt!“

In das Gefir der Becher und den Wirrklang der Reden hinein drangen endlich klagende Saitentöne; stiller ward es an

der langen Tafel, und als der erste Brustton des Schmerzes sich erhob, war alles starre Erwartung.

Eine Folge herber Geschehnisse zog an den lauschenden Ohren vorüber. Von irrem Sehnen der Jugend klang es da und von banger Liebe, die jener fremden Pflanze gleich nur einmal eine Blüte trieb, in kurzer Stunde erschlossen und verwehrt. Vom langen Wonnern klang in fernem Lande, wo über das Haupt die Sonne versengende Glut legte und im Herzen die Erinnerung schuldgeladenen Glücks wie lodrende Feuer brannte. Von Wunden und Qualen und von hilflosen Händen, von Hunger und Krankheit auf mühseliger Heimfahrt war seines Sanges kein Ende. Den Rehrreim aller Strophen füllte die Härte eines Gebotes, dem Treue zu halten seine schwerste Pflicht war. Dann aber griffen seine Finger plötzlich trostige Akkorde, und mit gequälter Stimme preßte er die letzten Töne heraus:

„Was das Herz nicht halten kann,
Hat es nicht versprochen.“

Frau Jrmgard zitterte der Kälte in den Händen. Das Schicksal war ihr wohl bekannt, und in dem Gesicht und dem blauen Auge erkannte sie bald den ersterbenden Abglanz blühender Jugend. Aber zu weit hatten sie ihre ruhigen Tage von jener Zeit getrennt, und keine Brücke mehr führte über die Klüfte der Jahre. Tiefe Besorgnis jedoch befiel sie, als es ihr scheinen wollte, daß die erschütternde Klage des Lieds schon halb der Quelle des Wahnsinns entsprungen sei. Sie bebte vor dem Gedanken, daß Sängertorheit zuletzt durchbrechen und dem Ritter das Geheimnis von andern kundgetan werden könne.

Als die Gäste geschieden waren und sie sich beim flackernden Schein der Fackel zur Ruhe legen wollten, gestand sie unter Schluchzen und Klagen ihre Schuld und ihre Besorgnis. Der Ritter erblickte. Er riß die Türe auf und schrie nach Knechten und Knappen. Man solle den einäugigen Sänger bringen. Der aber war nirgends zu finden. Nun ging auf nächstlichen Streifzug aus, nach allen Richtungen trabten Reiter und Rosß in Masse und Dunkel. Da und dort stieß man wohl auf heimkehrende Gäste, die unter trunkenem Lachen ihren Felsenstern zuritten, den Sänger aber sah man nicht. Beim Nebelgrauen des Morgens erst war der Ritter mit einem Knappen in den Tann geritten. Im Langengrunde, wo die todesstarrten Stengel

der Angelika über verfallene Herrlichkeit nachdachten, fand er ihn auf nassem Moos. Ein selig irres Lächeln lag auf seinen Lippen, in der Brust stak ein Dolch. Der Ritter riß ihn heraus, ob noch Leben in dem Körper sei. Aber das Blut war geronnen, und die Glieder waren kalt und starr. Er ließ den Knappen als Wache zurück und ritt gesenkten Hauptes in langsamem Abstieg seinem Schlosse zu, das bittere Schicksal des Sängers und seine Demütigung bedenkend. Je länger er aber ritt, umso stiller ward seine Seele.

Frau Jrmgard fand er zwischen Wachen und Schlaf auf dem Sessel neben dem Lager sitzend, ein Bild des Jammers und Leids. Des ward er selber traurig. Er reichte ihr den blutigen Dolch dar, sie erschauerte, seufzte tief auf und erhob sich.

„Wenn nun auch ich von deiner Hand sterben soll“, bat sie in ergebenem Ton, „so laß mich noch einmal des Knaben Antlitz sehen!“

Er antwortete nicht, sondern ging in die Kammer, wo leise und sanft die Atemzüge eines jungen, friedamen Herzens gingen. Die Mutter wartete in grausamer Bangigkeit. Als er wiederkam, sagte er:

„Er starb den Tod von eigener Hand. Sein Schicksal war seine Sühne.“

Eine Spanne Zeit stand er und sann, dann fuhr er fort:

„Wäre ich noch jung, ich könnt' es nicht verwinden. Aber nun — wie sollte ich ein Leben zerbrechen, das, aus Sünde und Trug zwar erwachsen, doch so lange Zeit zum Segen gebieh? Um meiner und deines Kindes Ehre willen vergiß und bleib ein rechtschaffen Weib und eine sorgsame Mutter!“

Das versprach sie ihm mit willigem Herzen.

Darum glaube ich auch nicht, daß ihre Seele jetzt noch irrend die Nächte verhärtet, aber das glaube ich, daß sie bei Lebzeiten auf jedem Ritt in die Ebene an dem schiefen Holzkreuz abstieg und inbrünstig flehte um die Ruhe ihres Herzens und die Seligkeit jenes Wanderers, dem sie hinten im Tann sein stilles Grab gegraben und den sie nicht mehr sehen durfte. Denn sie hing gläubigen Herzens am Schicksal und nahm die Sünde hin als etwas, das unabwendbar ist wie der Tod.

W. F. Stork / Neue Aufgaben der Museen.

Solange die Museen nicht versteinern, werden sie sich wandeln müssen. Jede Generation wird ihnen neue Aufgaben bieten.“ Diese Worte sprach Alfred Lichtwark auf der Tagung der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, die im Jahre 1904 in Mannheim die „Museen als Volksbildungsstätten“ behandelte. Sie sind uns heute ein Mahnruf, wo es gilt, die Zeit einer völligen materiellen Erschöpfung zu überwinden und dem äußerlich hart bedrängten Dasein geistig und sittlich aufbauende Werte gegenüber zu stellen. Auch die Museen werden ihren Anteil an dieser Aufgabe haben, wollen sie jene Mahnung Lichtwarks und damit ihre Mission richtig verstehen und ausüben. Museen sind keine Stätten des Luxus; diese eherner Gewißheit wird als Erkenntnis in die Zukunft hinübergetragen; ihre soziologische Struktur ist erkannt, ihr Geltungswert unumstößlich. Auch die tiefste Not wird sie nicht darben und verdorren lassen, sondern sie pflegen als kostbare Blüten geistiger Wesensausprägung und als leben- und wertspendende Formen der Kultur. Es mag uns schicksalhaft bewußt werden, daß zu einer Zeit, als Preußen schon einmal politisch und finanziell schwer daniederlag, der Staat es sich angelegen sein ließ, in seiner Hauptstadt Museen zu begründen. So werden auch heute Staat und Gemeinde die sittliche Verpflichtung nicht verkennen, die die Zeit im Hinblick auf die öffentlichen Sammlungen ihnen auferlegt. Die laute und mannigfaltige Erörterung dieser Probleme, in die auch offizielle Vertreter der Regierung eingriffen, läßt uns das gewißlich vermuten. Es werden damit den

Museen neue Aufgaben, ja vielleicht Umstellungen obliegen, die sie zu wahrhaft produktiven Faktoren des gesamten Kulturlebens machen. Die Steigerung der Besucherzahl, die wachsende Anteilnahme aller Bevölkerungsschichten, ein organisierter Vortragsbetrieb und schließlich ein gepflegtes Ausstellungswesen umschreiben die Etappen des einschlagenden Weges, der zur Verlebendigung der Museumsinhalte führt. Das Ausstellungswesen liegt an seiner Hauptachse; es wird für viele Museen ein wesentlicher Bestandteil ihres Lebensnervs werden. Darum sei seiner Betrachtung die Hauptaufmerksamkeit gewidmet.

Der Grund ist leicht einzusehen; auch die Verschiedenheit der Anlage und Ausführung. Große Museen verlangen andere Methoden als kleine, alte andere als neue. Der Inhalt der kleinen Museen bleibt relativ beschränkt und wird vermutlich im Laufe der nächsten Jahre überreiche Ausdehnung nicht gewinnen. Man kennt diesen Inhalt gewissermaßen bald auswendig; und schon rein aus dem Verlangen nach Abwechslung und Erneuerung der Eindrücke würde man auf die Notwendigkeit eines Ausstellungsbetriebes kommen, wenn nicht auch erzieherische und wirtschaftliche Gründe gleichermaßen seine sorgfältige Ausbildung verlangten.

Die Museen greifen damit in eine Sphäre, die schon ihre eigene Vergangenheit und geschichtliche Entwicklung hat. Ein Jahrhundert lang hatte sich, zunächst im Gefolge der Akademien, dann als Aufgabe der Kunstvereine ein Aus-

Stellungswesen herausgebildet. Die anfänglich in beschränktem Maße eigenen Mitgliedern geltenden Akademieausstellungen wuchsen sich allmählich zu großen Massenmeetings aus; die Ausstellung wurde zu einem monstreösen internationalen Kunstbazar. In demselben Maße, in dem die künstlerische Bedeutung des Inhaltes abnahm, wuchs das merkantile Interesse; und es trat weiter eine fatale Wechselwirkung ein zwischen der Masse der Kunstproduktion und der quantitativen Ausbreitung des Ausstellungswesens. Die Kunst wurde herabgewürdigt, hing sozusagen in der Luft; die Bilder waren Ausstellungsware; der Zusammenhang der einzelnen Künste ging mehr und mehr verloren. Eine Reaktion auf diese Hypertrophie des Ausstellungswesens bedeuteten schon die Sezessionen, die mit künstlerischen Absichten Besserung erstrebten. Und auch jetzt geht man daran, das Ausstellungswesen von Seiten der Künstler aus dem üblichen Vereinsbetrieb zu entbinden und neu zu ordnen, gewissermaßen zu demokratisieren; mit welchem Erfolge, steht dahin. Für die Hauptstädte Berlin und München wird man die Glaspaläste weiter füllen; eine wirklich befriedigende Lösung scheint hier einstweilen nicht möglich.

Weitere Urheber und Förderer des Ausstellungswesens waren die Kunstvereine, die nicht ohne gute und wertvolle Absichten und verheißende Erfolge sich als Mittler zwischen die Künstler und das Publikum schoben. Durch die häufige Personalunion in der Leitung von Museum und Kunstverein hatte die Ausstellung von dieser Seite her in den Museen Eingang gefunden. Aber auch Museen alter Kunst veranstalteten im Rahmen ihres Betriebes Ausstellungen, die wissenschaftliche Erkenntnisse mehr als künstlerische Erlebnisse vermittelten. Vor allem die Kupferstichkabinette begannen schon frühzeitig ihre Schätze in wechselnden Übersichten den Besuchern vorzuführen. Und doch fehlte all diesen Unternehmungen nur zu oft der Zusammenhang mit der breiten Masse; ihre Wirkung blieb zumeist auf Fachleute, Kunstliebhaber und Sammler beschränkt. Nicht zuletzt darum, weil sie dem Publikum gegenüber zufällig sporadisch und ohne die Dringlichkeit ihrer Legitimierung auftraten, — womöglich noch durch Eintrittsgelder oder beschränkte Besuchsstunden in der Wirkung gehemmt.

Heute tut die klare Einsicht der sozialen Verpflichtung und des künstlerischen Zieles not. Das Ausstellungswesen muß im Museumsbetrieb verankert werden, nicht nur um die Kräfte zu sammeln, sondern auch um sie nach ihrer Tiefe auszuweiten.

Die Stellung der Museen zu den Ausstellungen ist verschieden. Große Museen, wie das Kaiser-Friedrich-Museum oder das bayerische Nationalmuseum, werden sie entbehren können, weil ihre Inhalte selbst eine große Folge von Ausstellungen sind, die durch Neuaufstellung und Erwerbungen genügende Lebendigkeit außerhalb ihres festen Gefüges gewinnen. Und doch werden auch große Museen gelegentlich Ausstellungen in ihren Wirkungskreis, ja sogar in ihre Räume ziehen, wenn sie gewissermaßen ihrem eigentlichen Sammelprogramm entsprechen, wie das (neben den einzelnen Meisterausstellungen) vor allem bei der Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie der Fall war. Wenn eine räumliche Verknüpfung nicht möglich oder erwünscht ist, so doch zum mindesten eine geistige, wie sie — um nur ein Beispiel herauszugreifen — die von der Akademie der bildenden Künste veranstaltete Ausstellung ostasiatischer Kunst in Berlin zeigte, die neben den künstlerischen Objekten auch die wissenschaftlichen Kräfte des Museums heranzog. Das gilt vor allem für Darbietungen alter Kunst. Ausstellungen von Werken lebender Künstler werden die Bilder Sammlungen der Hauptstädte entbehren können, da der weitverzweigte

Betrieb der Künstlervereinigungen und die ausgedehnte Tätigkeit des Kunsthandels diese Aufgaben mit vielen Mitteln bereits erfüllt. Nur Kunstgewerbemuseen werden den Kontakt mit der Kunst der Lebenden ihrer Anlage und ihren Wirkungsabsichten nach auch in den Hauptstädten aufrechterhalten müssen. Wieviel mehr die Museen der Provinz, die in vielleicht noch höherem Maße eine unmittelbare produktive Ausstrahlung auf die Bevölkerung haben. Ja, man kann sagen, daß die Wirkung um so intensiver ist, je enger und mehbarer der Kreis der Bevölkerung und damit der Museumsgemeinde ist. Diese Tatsache geht gewissermaßen schon aus der Besuchstatistik der Museen hervor, wenn man etwa bedenkt, daß in einem kleinen Platz wie Koburg 600 Besucher sonntäglich das Museum aufsuchen, in Museen der Industriestädte durchschnittlich etwa 1000 bis 2000. Daß die Besuchsziffer ein Gradmesser für die künstlerische Durchdringung ist, darf im allgemeinen zugegeben werden; ebenso wie man zugeben muß, daß die einem gesteigerten Besuche gegenüber skeptische Einstellung, die den Schaden durch angebliche Veränderung der Bilder (infolge der Ausdünstung) und der Kupferstiche und Handzeichnungen (infolge des Hantierens) über den ideellen Nutzen des Besuchs stellt und damit einer starren Isoliertheit des Museums das Wort redet, heute nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Das gilt natürlich in noch höherem Maße für die Ausstellungen selbst.

Sie bieten besonders in den kleinen Museen die unmittelbare und stärkste Form der Mitteilung; sie halten das Interesse wach, sie mahnen den Besucher zu steter neuer Betrachtung und Mitarbeit; sie verpflichten ihn durch geeignete Aufmachung; sie vermögen alles in allem eine Stadt bis in die letzten Tiefen zu durchdringen. Man erinnere sich, welche Bedeutung große Ausstellungen für den Lebensrhythmus eines Gemeinwesens stets hatten; diese Werte vermag das Museum auszunutzen, muß es ausnutzen, will es nicht „versteinern“.

Die Not der Zeit, der Zwang äußerster Sparsamkeit wird eine Ökonomie der Kräfte erheischen, einen breiten Zusammenschluß, ein gegenseitiges Fördern. Für das Ausstellungswesen liegt diese Gemeinschaftsarbeit nicht in der Schöpfung eines allgemeingültigen Schemas; das wäre unlebendig und in der Wirkung beschränkt. Jede Ausstellung muß aus den Bedürfnissen des Museums und des Ortes, an dem sie stattfindet, erwachsen und gestaltet werden. Aufbau und Anordnung werden selbst bei dem gleichen Material einen veränderten Eindruck machen. Eine strenge systematische Durcharbeitung der Ausstellungsprogramme und ihrer Inhalte ist die erste Pflicht. Man wird trennen müssen Geschäfts-, Erkenntnis- und Erlebnisausstellungen. Im Rahmen der Museen darf ihre Anlage und Wirkung nur auf die Sache gestellt sein; und doch wird gerade die Förderung der heutigen Kunst nicht mehr nur Sache der Kunstvereine sein dürfen. Das Neue und Fruchtbare wird indes der sachliche Fanatismus bleiben, der keine Rücksicht auf geschäftliche Spekulation kennt. Der Erfolg wird nur nach den positiven Werten, nicht nach dem finanziellen Ertrag bemessen, wengleich auch Museen in Zukunft vielleicht ganz automatisch zu einer direkten Verkaufsvermittlung mit entsprechend schematischer Provision genötigt werden mögen, um die Unkosten ihrer Darbietungen zu bestreiten oder den Etat zu entlasten. Auch wenn die Ausstellung eine direkte Verkauflichkeit nicht beabsichtigt, wird sie ihr doch indirekt dienen, indem sie die Werte ans Licht rückt und damit eine auf das Vertrauen der echten Künstler gestützte Verbundenheit schafft. So laufen erzieherische und kunstfördernde Absichten hier nebeneinander her.

Sinnbild.



All die tausendfältige Gestalt ist
das Wort des lebendigen Dranges
das Zeichen des Geistes der
Unendlichkeit.